

DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Jg. 7 (Februar 2022)

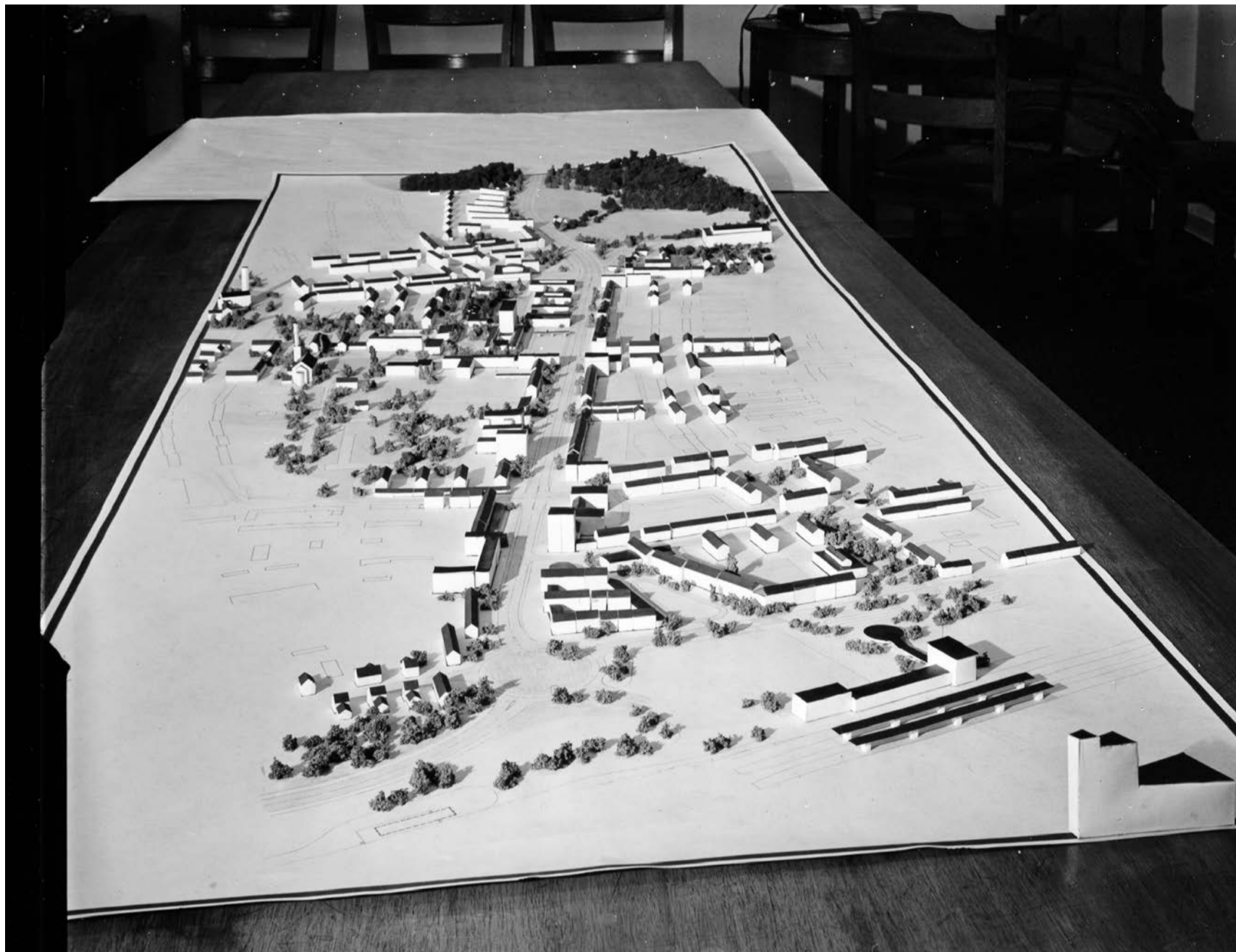


Abb. 1: Modell der Porschestraße in der „Stadt des KdF-Wagens“, ohne Datum; StadtA WOB, S 11 Koller II (344)

Das Innsbruck Peter Kollers

Ideen aus der „Stadt des KdF-Wagens“

VON ROMANA FEDERER

Dass Wolfsburg ohne den Architekten und Stadtplaner Peter Koller in seiner heutigen Form nicht bestehen würde, steht außer Frage. 1938 war es sein Freund und Förderer Albert Speer, der Kollers Karriere beflügelte: Er schlug ihn als Stadtplaner für die Neugründung der „Stadt des KdF-Wagens“ bei Fallersleben“ vor und verhalf Koller damit zum bedeutendsten Projekt seiner Laufbahn.¹ Doch nicht nur die „Stadt des KdF-Wagens“ trägt Kollers Handschrift: Sein Einfluss auf das heutige Stadtbild Innsbrucks ist größer, als auf den ersten Blick angenommen. Wolfsburg und Innsbruck gleichen einander in mancherlei Hinsicht. Zwar war Innsbruck keine Neuplanung, die Umbauarbeiten während der NS-Zeit zeugen jedoch noch heute von Kollers Arbeit.

Analog zu zahlreichen deutschen Städten wie beispielsweise München oder Berlin sollten auch große Teile Innsbrucks, damals in den Rang der Gauhauptstadt von Tirol und Vorarlberg erhoben, in der NS-Zeit umgestaltet werden. Auch diese städtebaulichen Neuplanungen für Innsbruck übernahm nach erneutem Einsatz Speers Peter Koller. Er war damit auch für die Grundkonzeption der dortigen Südtiroler Siedlungen verantwortlich. Die von ihm neu geschaffenen Stadtteile umfassten fast 2.000 Wohnungen.

Mit diesen und anderen Neubauprojekten sollte die erwartete enorme Einwanderungswelle aus Südtirol aufgefangen werden. Nach dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zum Ende des Ersten Weltkrieges war Tirol geteilt

worden. Südtirol fiel seinerzeit Italien zu. Im „Deutschen Reich“ herrschte infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs nach der Machtübernahme Hitlers ein massiver Arbeitskräftemangel. Die sogenannten Reichsdeutschen konnten diesen Mangel nicht abdecken, weswegen auf „Volksdeutsche“ zurückgegriffen werden sollte. Für Mussolini und Hitler ergab sich eine augenscheinlich perfekte Lösung: Die in Italien unerwünschte Südtiroler Bevölkerung sollte ins „Deutsche Reich“ umgesiedelt werden, um die dort fehlenden Arbeitskräfte zu stellen.² Letztlich vereinbarten die beiden Diktatoren nichts anderes als eine ethnische Säuberung in Südtirol.

Am 23. Juni 1939 wurde das Schicksal vieler Südtiroler Familien durch die Berliner Vereinba-

rung zwischen Adolf Hitler und Benito Mussolini besiegelt. Die sogenannte Option zwang die Südtirolerinnen und Südtiroler, sich zwischen ihrer Heimat Südtirol und ihrer kulturellen ‚deutschen‘ Identität zu entscheiden. Wollten sie nicht italianisiert werden, demnach auch zukünftig noch Deutsch sprechen dürfen und ihre deutschen Nachnamen behalten, um nur einige der Konsequenzen zu nennen, mussten sie für eine Auswanderung ins „Deutsche Reich“ optieren. Faktisch emigrierten etwa 75.000 Personen von Süd- nach Nordtirol. Für etliche war dies keine Entscheidung für den Nationalsozialismus, sondern vielmehr eine solche gegen das faschistische Italien. Der Nationalsozialismus wurde oft als geringeres Übel in Kauf genommen.³ Fortsetzung auf Seite 2

Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Der österreichische Architekt und Planer Peter Koller zeichnete nicht nur für den städtebaulichen Entwurf der als NS-Mustersiedlung konzipierten „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ verantwortlich, sondern vermochte nur wenige Jahre nach Kriegsende in der zwischenzeitlich in Wolfsburg umbenannten Kommune beruflich wieder Fuß zu fassen – zunächst als Architekt und Stadtplaner, schließlich als Stadtbaurat. Doch wie nicht nur Marcel Glaser in seiner jüngst finalisierten und im Juli dieses Jahres in der Buchreihe des IZS erscheinenden Biografie herausgearbeitet hat, war Kollers Wirken keineswegs allein auf die Stadt am Mittellandkanal beschränkt. Auch Romana Federer hat sich in ihrer 2021 an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck eingereichten Diplomarbeit über die Südtiroler Siedlungen in Tirol mit den Planungen Kollers in Innsbruck auseinandergesetzt – und dabei auch einen Vergleich zu seiner Arbeit in der „Stadt des KdF-Wagens“ gezogen. Wie sie in ihrem Beitrag herausarbeitet, nahmen Architekten und Stadtplaner wie Koller, wenn sie den Arbeitsort wechselten, nicht selten ihre Ideen und Konzeptionen für Neugestaltungen mit und passten diese an die lokalen Begebenheiten an.

Auch im Gespräch mit dem Kölner Fotografiehistoriker Jens Jäger verlassen wir die Wolfsburger Grenzen und begeben uns mit dem Hattorfer Willi Mohrmann auf seinen in einem Kriegsalbum fotografisch festgehaltenen Russlandfeldzug. Dabei erläutert Jens Jäger unter anderem die Bedeutung der eigenen Gruppe für die Erinnerungen an den Krieg, deutet das Zusammenspiel von Fotografie und individueller Bildunterschrift mit Blick auf das Wirken der NS-Propaganda und erklärt das Fehlen verschiedener Motive. Mit Michael Siems dagegen richten wir im Interview den Fokus wieder ganz auf die Geschichte Wolfsburgs, ganz konkret auf den Umgang mit der eigenen, lokalen NS-Geschichte, der lange Zeit äußerst selektiven Auseinandersetzung und der praktizierten Schuldumkehr.





Abb. 2: Peter Koller, Erhebung der möglichen Baugründe zur Stadterweiterung Innsbrucks (circa 1940); aus: Peter Koller, „Zusammenhang von Städtebau und Wohnungsbau. Erläutert an der Planung Innsbruck“, in: Der soziale Wohnungsbau in Deutschland, Jg. 1 (1941), H. 4, S. 114



Abb. 3: Innsbruck Pradl, „Panzig“, hofseitige Fassadenansicht Richtung Osten (2021); Foto: Romana Federer



Abb. 4: Innsbruck Pradl, „Am Rain“, Süd- und Westfassade des „Block 1“ an der Turingstraße, bereits abgerissen; Foto: Michael Svehla (2015)

Die Südtiroler Siedlungen – Ein Überblick

Fortsetzung von Seite 1 Die Südtiroler Siedlungen sind zeit- und architekturgeschichtliche Artefakte des nationalsozialistischen Städtebaus. Die Siedlungen wurden zum überwiegenden Teil in Nordtirol, aber auch in anderen Teilen der damaligen Ostmark und vereinzelt auch in Bayern realisiert. Für die ihnen zugrunde liegende Umsiedlungsaktion, ein prestigeträchtiges Unterfangen, nahm die Architektur eine zentrale Rolle ein. Heute sind die Südtiroler Siedlungen Denkmal zweier Nationen und zweier faschistischer Regime. Sie beherbergten nicht nur Südtiroler Einwanderer, sondern auch den Geist einer Wende. Wie sich Nordtirol in Zukunft definieren würde, fußt zu einem nicht geringen Teil auf dem Charakter der Südtiroler Siedlungen. Zum ersten Mal stellten Architekten aus dem „Altreich“ die Frage nach dem „Tiroler Stil“. Die Antwort auf diese Frage prägte das Erscheinungsbild der neuen Siedlungen ebenso wie jenes nachfolgender Bauten für den Tourismus.

Städtebaulich bildeten die Südtiroler Siedlungen eine Sonderform des sozialen Wohnbaus. Sie markieren eine Ausnahme innerhalb der NS-Architektur: Zwar folgen sie grob den Standards der Zeit – handwerkliche Ausführung, Arrangement in einem Angerdorf, starke Durchgrünung und nachbarschaftliche Strukturen –,

dennoch übersteigen der Detailreichtum, die überlegte Gestaltung, die umfangreiche Erweiterung der Typenkataloge und die Individualisierung der Grundrisse und Fassaden die Standards der Siedlungsarchitektur der NS-Zeit bei Weitem. Auf den ersten Blick ähneln die Siedlungen dem Heimatschutzstil,⁴ der stark auf lokale Bautradition Bezug nimmt und einer ruralen Formensprache sowie ortsüblichen Baumaterialien verpflichtet ist. Bei genauerer Betrachtung erweisen sie sich jedoch als überraschend modern, vielfältig und durchdacht. Die Südtiroler Siedlungen verfügen über hohe architektonische und städtebauliche Qualität. Sie prägen bis heute Tiroler Dörfer und Städte, da sie neue ästhetische Maßstäbe definierten und sich erstmals mit der Identität Tirols auseinandersetzten. Rurale Architektur motive und Sonderlösungen wie steinerne Erker, Arkaden und verstärkte Eckausbildungen wurden den Entwürfen immer wieder hinzugefügt und kamen nicht aus funktionellen, sondern aus rein gestalterischen Gründen zur Anwendung. Der nur wenige Jahrzehnte vor ihrer Erbauung geprägte Begriff des „Gesamtkunstwerks“ hat auch für die Südtiroler Siedlungen Gültigkeit.⁵

Die Südtiroler Siedlungen zeigen eine der vielen Facetten der Moderne. Der schnelle Baufortschritt, moderne Materialien und Bauteile, die teilweise standardisiert und genormt fabriziert wur-

den, sowie die Bauaufgabe selbst, die so noch nie gestellt worden war, sind Belege für die Modernität der Südtiroler Siedlungen. Grundrisse, Fassaden und äußere Erscheinung, mögen sie auch zunächst traditionell anmuten, erweisen sich bei genauerem Hinsehen sehr wohl als einer fortschrittlichen Architektursprache verpflichtet. Eklektizistische Ausformungen der Tiroler Bauernarchitektur zu entwerfen lehnten die Architekten klar ab; es war vielmehr ihr Anliegen, eine eigenständige Weiterentwicklung aus der Tradition und der Dynamik des jeweiligen Ortes heraus zu erreichen. Das Fundament der vergangenen Jahrhunderte nutzend, planten sie landschaftsbezogene, qualitätvolle und akkommodable Siedlungen als ihre Antwort auf eine vielschichtige Fragestellung. Die Südtiroler Siedlungen sollten sowohl den Ansprüchen der Optantinnen und Optanten genügen als auch kulturelle Konventionen und Traditionen aufnehmen.

Das Wohnbauprogramm für die Südtiroler Familien startete einen Bauboom, der durchaus mit der Bautätigkeit der Zwischenkriegszeit des „Roten Wiens“ vergleichbar ist. Alle 34 in Nordtirol umgesetzten Südtiroler Siedlungen wurden in weniger als zwei Jahren geplant und errichtet. Für den Bau der Siedlungen war in Tirol vor allem die *Neue Heimat* zuständig; die Organisation übernahm das Heimstättenamt, das auch die Architekten stellte. Sie

stammten fast alle aus dem Dunstkreis der Stuttgarter Schule.⁶ Der starke Einfluss ihrer Meister Paul Schmitthenner, Paul Bonatz und besonders von Heinz Wetzlar ist direkt spürbar.⁷ Peter Koller ist allerdings einer der wenigen Architekten, der nicht durch die Stuttgarter Schule geprägt worden ist. Er wurde während seiner Studienzeit bei Heinrich Tessenow und auch noch darüber hinaus stark von dessen Assistenten Albert Speer beeinflusst.⁸

Peter Koller zeichnete auf Veranlassung Speers für die städtebaulichen Planungen in Innsbruck, einschließlich der hiesigen Südtiroler Siedlungen, verantwortlich. Er hatte sich ab 1939 immer mehr aus den Planungen für die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ zurückgezogen. Die Arbeiten dort kamen immer weiter ins Stocken, Planungsfehler wurden offensichtlich, Ressourcen sowie Arbeitskräfte fehlten. Koller erkannte den Ernst der Lage und wandte sich neuen, vielversprechenderen Projekten und damit Innsbruck zu. Er nahm seine Ideen, architektonischen Vorstellungen und neu erworbenen Erfahrungen mit nach Tirol.⁹ Dort trat Koller in eine konkurrierende Stellung zu Helmut Erdle, der als Leiter der Planungsabteilung des Heimstättenamtes in Innsbruck die Realisierung aller Südtiroler Siedlungen in Tirol und Vorarlberg koordinierte. Gauleiter Franz Hofer wies Koller und Erdle ihre Zuständigkeits-

bereiche zu und fand den Kompromiss, ersterem die innerstädtischen Planungen zu überlassen, letzterem alle Siedlungen außerhalb Innsbrucks.¹⁰ Oberbürgermeister Egon Denz verpflichtete Koller darüber hinaus vertraglich und sicherte ihm die Entwurfsarbeiten für die Umgestaltung und den Ausbau Innsbrucks zu.¹¹ In der Stadt am Inn gab es zu dieser Zeit weder einen Raumordnungsplan noch einen Flächennutzungsplan. Da aber allein für Innsbruck 5.000 neue Wohnungen für die Optantinnen und Optanten vorgesehen waren, die in eine ebenfalls neue Infrastruktur eingebettet werden mussten, und somit das Entstehen neuer Stadtteile zur Folge hatte, wurde das Erstellen eines städtebaulichen Konzepts notwendig. Es war Peter Koller, der den Raumordnungsplan und den Flächennutzungsplan für Innsbruck ausarbeiten sollte.¹²

Als ein wichtiger Punkt im Süden des „Deutschen Reichs“ war Innsbruck von großer strategischer Bedeutung und wurde gesondert behandelt. Koller charakterisierte Innsbruck als „Eingangstor ins Reich auf der wichtigen Nordsüd-Verkehrslinie“ und sah Innsbruck als „Stadt der deutschen Bergsteiger“ in einer einzigartigen Stellung. Auch fungierte Innsbruck für ihn als Knoten zwischen der Ost-West- und Nord-Süd-Achse. Auf diesen Überlegungen zur Bedeutung als Transitstadt und dem neuen Rang als Gauhauptstadt gründeten die Pläne zur Neu- und Umgestaltung. Neben einem Gauforum und repräsentativen Bauten in der Innenstadt war die Anlage neuer Stadtteile vorgesehen, die vor allem zu Wohngebieten ausgebaut werden sollten. Schließlich herrschte in Innsbruck schon seit längerem große Wohnungsnot, nun wurde zusätzlich der Zuzug von bis zu 5.000 Südtiroler Familien erwartet. Bei einer Bevölkerung von circa 80.000 Einwohnern bedeutete das für Innsbruck einen Zuwachs von 25 Prozent. Angesichts des nur begrenzt zur Verfügung stehenden Baugrundes in der unmittelbaren Umgebung Innsbrucks stellte dies eine große Herausforderung dar.¹³ Die komplette Verkehrsführung durch und um die Stadt musste ebenfalls neu durchdacht und angelegt, das steigende Verkehrsaufkommen miteinbezogen werden. Koller entschied sich für die höchst kontrovers diskutierte Variante,¹⁴ die Hauptverkehrsader – die Gumpstraße – inmitten durch die neuen Wohngebiete im Osten der Stadt zu führen.¹⁵

Das eingemeindete Dorf Pradl im Südosten der Innenstadt Innsbrucks bot die meisten Baugründe, weshalb dort auch das größte Bauaufkommen zu verzeichnen war. Noch heute trägt der Stadtteil klar Kollers Handschrift. Es entstanden sechs große Siedlungen, die entlang der Gumpstraße angelegt wurden.¹⁶ Alle Pradler Siedlungen waren in den letzten Jahren großen Veränderungen unterworfen – sie wurden zum Teil abgerissen und durch verdichtete Neubauten ersetzt. Die Reste des Altbestandes wurden

saniert. Neben Pradl als Stadterweiterungsgebiet entstanden auch im Süden der Stadt in Wilten, im Nordosten in der Reichenau, im Pradler Saggen und im sogenannten „Blocksaggen“ neue Wohngebiete. So konnten insgesamt 1.859 Wohnungen für die Südtiroler Optantinnen und Optanten in Innsbruck fertiggestellt werden.¹⁷

Der Gumpstraße wurde in ihrer Gestaltung besondere Aufmerksamkeit zuteil. Durch Portalsituationen, einem typischen Element in Kollers Formenkatalog, wurde die Straße gegliedert und erhielt ihre urbane Prägung. Die Gebäude am Straßenrand wurden vierstöckig und in reduzierter Ästhetik ausgeführt. Lediglich stilisierte „Innsbrucker“ Architektur motive, wie steinerne Erker, wurden als strukturierende Elemente appliziert. Auch die fast in allen Südtiroler Siedlungen präsenten Rundbogentüren, steinerne, handwerklich ausgeführte Portale mit Oberlichten und Flachbögen, die an Fenstern, Schaufenstern und Erkern zu finden sind, gliedern die Straßenflucht und verleihen ihr „Lokalkolorit“. Es sind diese Elemente, die den wesentlichen Unterschied zur Gestaltung der Gebäude in Wolfsburg oder Salzgitter darstellen.¹⁸ Die Gumpstraße vermittelt einen Eindruck davon, wie auch die groß angelegte Nord-Süd-Achse in der „Stadt des KdF-Wagens“ aussehen hätte sollen, die heutige Porschestraße. Zwar kam die Porschestraße nach den Entwürfen Kollers nie zur Ausführung, sie entsprach jedoch für Peter Koller in ihrer Konzeption einer Art Idealstraße.¹⁹ Er wandte für die Gumpstraße jenes Ideal an und erschuf mit ihr eine repräsentative Haupteinfallstraße. Koller brach die geradlinige Baufluchtlinie durch vor- und zurückspringende Gebäude optisch auf und wechselte platzartige Situationen mit schmalen Passagen ab. Wie auch in den Wohnvierteln der „Stadt des KdF-Wagens“ waren in den Erdgeschossen Geschäftslokale für Nahversorger wie Bäcker, Metzger oder Trafiken vorgesehen. Am östlichen Ende beschließen zwei Quertrakte die Gumpstraße und formen eine Portalsituation.

Für die städteplanerischen Entwürfe orientierte sich Koller stark an Albert Speers repräsentativem Städtebau. Er versuchte sich nicht an einem eklektizistischen Kopieren der Innsbrucker Altstadt mit ihren verwinkelten Gassen – was dem Stil Kollers ohnehin in keiner Weise entsprochen hätte –, verzichtete aber auch auf ein strenges Raster, wie es für die Stadterweiterungen zur Jahrhundertwende in Innsbruck angewandt worden war. Zwar bediente er sich klarer Formen und einer axialen Gestaltung, lockerte diese aber durch Torsituationen, Innenhöfe mit großen Gärten, breite, autogerechte Straßen und arkadendurchzogene Parterres auf. Diese wirkungsvolle Gestaltung war normalerweise nicht für reine Wohngebiete vorgesehen. Dass Koller den neu angelegten Stadtvierteln dennoch ein urbanes, repräsentatives Profil verlieh, zeigt den großen politischen Stel-

lenwert der Umsiedlung der Südtirolerinnen und Südtiroler und die strategische Bedeutung Innsbrucks gleichermaßen auf. Die Südtiroler Siedlungen in Innsbruck sind in großen Höfen organisiert. Koller durchbrach die Randbebauung mit Durchgängen und erschuf so eine durchlässige Siedlungsstruktur. Fußgängern sind die Höfe geöffnet; sie sind durch überbaute Wege, Torsituationen und Baulücken erreichbar und passierbar. Koller leitete den Durchzugsverkehr stets auf breiten Straßen an den Wohnhäusern vorbei. So entstanden trotz der offenen Bebauung intim anmutende Höfe. Diese erstreckten sich oft über mehrere Straßenzüge und wurden so angelegt, dass das Schema mühelos hätte modular ausgebaut werden können.

Niedrige Reihenhäuser, Bäume und aufwändig gestaltete Gärten strukturieren die Innenhöfe. Der vorrangige Zweck der Höfe war die Selbstversorgung der Bewohnerinnen und Bewohner durch Obst- und Gemüseanbau. Auch heute noch werden die Freiflächen, sofern sie nicht überbaut wurden, zum Kultivieren von Gemüse genutzt, auf ihnen finden

sich Kinderspielflächen, sie werden als Gemeinschafts- und Sozialräume gesehen und generell als Aufwertung und Bereicherung empfunden.²⁰ Zur Gestaltung der Siedlungen erläuterte Peter Koller in einem Artikel in der Zeitschrift *Der Soziale Wohnbau in Deutschland*:

„UNSERER HEUTIGEN VORSTELLUNG VON WEITRÄUMIGKEIT UND ZÜGIGKEIT DER STRASSEN MUSSTE AUF JEDEN FALL RECHNUNG GETRAGEN WERDEN. TROTZDEM WERDEN DIE NEUENTSTEHENDEN STADTEILE ‚INNSBRUCKERISCH‘ AUSSEHEN. SIE SIND AUS DIESER STADT HERAUS ENTWICKELT UND KÖNNEN NUR IN DIESER STADT STEHEN. DIE VERWENDUNG VON WOHNHOFARTIG BEBAUTEN STICHSTRASSEN ERGAB DIE MÖGLICHKEIT, AUCH INTIMERE RAUMWIRKUNGEN ZU ERZIELEN, IN DENEN DIE TYPISCH DURCH ERKER AUFGEGLIEDERTEN FASSADEN INNSBRUCKS ZUR GUTEN WIRKUNG KOMMEN. HIERBEI WAR IMMER ZU BEACHTEN, DASS DIE RICHTUNG NORDSÜD BEVORZUGT IST, WEIL SIE DEN ZU JEDER JAHRESZEIT NEU REIZVOLLEN UND FÜR INNSBRUCK TY-

PISCHEN BLICK AUF DIE SPITZEN DER NORDKETTE ALS EINEN EINMALIGEN HINTERGRUND MIT IN DIE STÄDTEBAULICHE WIRKUNG EINBEZIEHT.“²¹

Im Planungsteam um Peter Koller arbeiteten im Hochbau die Architekten Joachim Guhl, Erich Kubosch, Jakob Winter und Erwin Strelti, an den städtebaulichen Entwürfen Gerd Wolber, Wilhelm Gernhardt und Günter Balzer.²² Die meisten von Kollers Mitarbeitern hatten bereits in der „Stadt des KdF-Wagens“ mit ihm zusammengearbeitet und wurden für die Planungen in Innsbruck übernommen.²³

Wie Peter Koller war auch Titus Taeschner, der später den Wolfsburger Rathausneubau realisieren sollte²⁴, der Ansicht, dass die neuen Siedlungen urban durchgestaltet werden sollten. Es sei, so schreibt Taeschner in *Der Soziale Wohnbau in Deutschland*, äußerst wichtig, nicht „zu sehr in das Ländlich-Romantische abzugleiten, sondern dafür zu sorgen, daß der städtische Charakter gewahrt bleibt und die Bauten bei aller Bodenständigkeit doch Ausdruck unserer Zeit, in der sie geschaffen

wurden, bleiben“.²⁵ Die Bauarbeiter waren neben einheimischen und italienischen Handwerkern zum Großteil Kriegsgefangene. Die Durchschnittsgröße der Wohnungen betrug in etwa 60 Quadratmeter, wobei die Wohnfläche, je nach Anzahl der Zimmer pro Wohnung, angepasst wurde. Die Ausstattung der Wohnungen war für die damaligen Verhältnisse sehr modern. Während ein beträchtlicher Teil der Tirolerinnen und Tiroler ohne Badezimmer, moderne Heizungen oder Elektrogeräte lebte, wurden die Wohnungen der Südtiroler Siedlungen mit Gas-beziehungsweise E-Herd und Warmwasserboilern in gut ausgestatteten Nasszellen eingerichtet.²⁶

Die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“

Kollers Planungen in Innsbruck waren jene für die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ vorausgegangen. Ende Juli 1938 konnte dort die Großbaustelle eröffnet werden.²⁷ Es sollten bis Ende 1941 4.000 Wohnungen fertiggestellt werden, wobei sich schon im Fortsetzung auf Seite 4

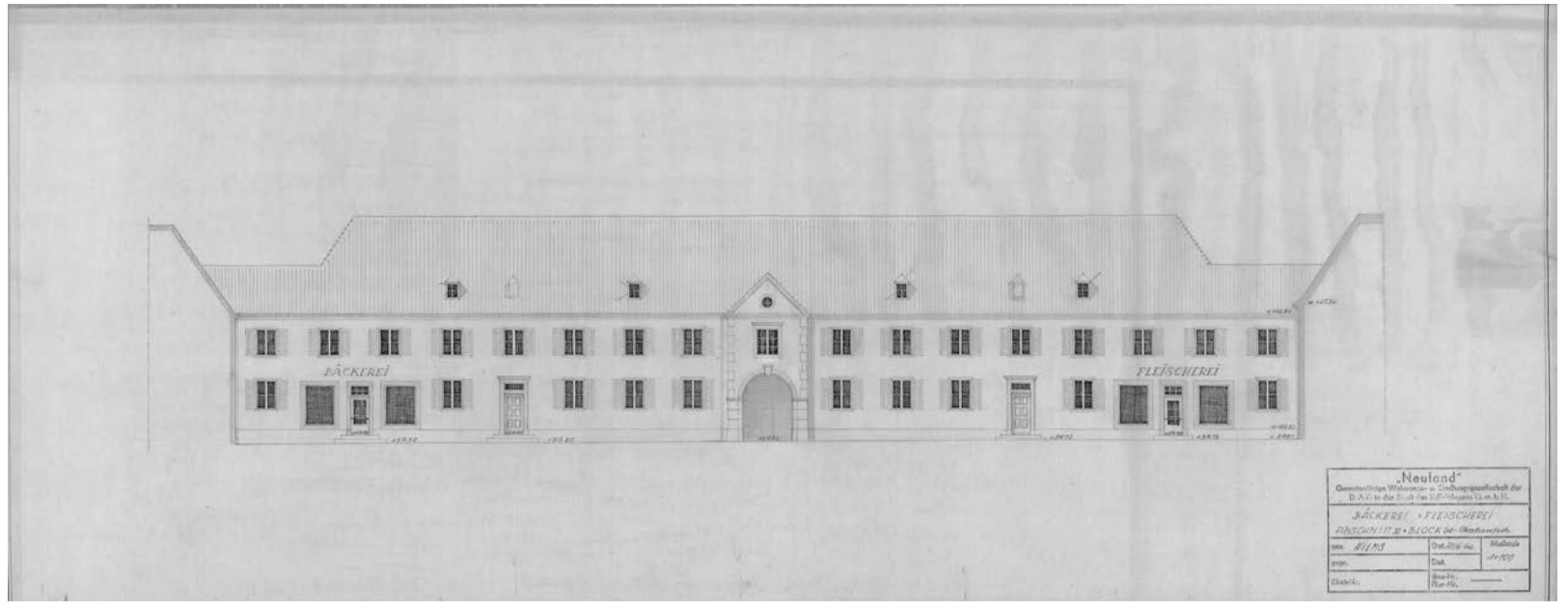


Abb. 5: „Stadt des KdF-Wagens“, Siedlung am Steimker Berg, Entwurf für Haustyp mit Fleischerei und Bäckerei (1940); StadtA WOB, Planarchiv, K3875



Abb. 6: „Stadt des KdF-Wagens“, Siedlung am Steimker Berg, Unter den Eichen am Steimker Berg (circa 1940); Bildersammlung IZS, Stadt Wolfsburg

Fortsetzung von Seite 3 Herbst 1938 abzeichnete, dass dieses Ziel kaum zu erreichen war. Es herrschte massiver Baumaterial- und Arbeitskräftemangel. Koller, der die Situation sehr wohl einzuschätzen verstand, zog sich deshalb schon ab September 1939 aus dem zum Scheitern verurteilten Projekt zurück.²⁸ Die Neugestaltungspläne für Innsbruck kamen da gerade recht. Viele seiner Ideen für die „Stadt des KdF-Wagens“ nahm er nach Innsbruck mit und verlieh ihnen ‚alpenländisches‘ Flair. Dass eindeutige Parallelen zwischen den beiden Projekten ersichtlich sind, ist somit nicht verwunderlich. Für beide Standorte entschied Koller sich für übersichtliche Siedlungseinheiten, die sozialen Zusammenhalt, aber auch gegenseitige Kontrolle ermöglichen sollten. Die einzelnen Siedlungszellen in der „Stadt des KdF-Wagens“ konnten durch parkartige Grünstreifen miteinander verbunden werden. In Innsbruck wurden keine derartigen Grünbereiche geplant, dafür aber die Innenhöfe der Siedlungen botanisch gestaltet. Das angewandte Prinzip ist für beide Projekte dasselbe: Die Architektursprache sollte Gemeinschaftssinn stiften und die neuen Bewohnerinnen und Bewohner sich heimisch fühlen lassen.

Trotz urbanem Arrangement in Höfen erzielte Koller für die Innsbrucker Siedlungen das Gefühl eines Dorfplatzes mit eigenständiger Infrastruktur und Gemeinschaftsflächen. Wie in einem Dorf – so will es zumindest das Klischee – war hier nur wenig Raum für Privatsphäre. Koller hatte anfangs für die Wohngebiete der „Stadt des KdF-Wagens“ einen eher ruralen Stil favorisiert, plante jedoch vor allem die innerstädtischen Siedlungen in urbaner Manier, ähnlich jener der Innsbrucker Siedlungen. Geschlossene Straßenfluchten und mehrgeschossige Gebäude mit kompakten Grundrissen und moderner Ausstattung, wie sie sich vermehrt in den Plänen für die „Stadt des KdF-Wagens“ finden, führte Peter Koller schließlich auch in Innsbruck aus. Für beide Projekte galt, dass neue Bewohnerinnen und Bewohner angezogen werden mussten – neue Arbeitskräfte für das Automobilwerk oder eben Optantinnen und Optanten aus Südtirol. Modern ausgestattete Wohnungen sollten die Entscheidung für den Umzug erleichtern. So wurden in den Wohneinheiten neben hochwertigem Kücheninventar und innovativen Heizsystemen auch moderne Nasszellen mit Badewannen und Elektroboiler verbaut. In der „Stadt des KdF-Wagens“ waren die Wohngebäude an das Fernheizungsnetz angeschlossen, das durch das Kraftwerk des Automobilwerks betrieben wurde. Wie auch in Innsbruck waren die Gemeinschaftsgärten vor allem für die Selbstversorgung der Bewohnerinnen und Bewohner vorgesehen.²⁹

Eine urbanere Gestaltung erleichterte auch die Rationalisierung der Entwürfe. Funktionale, standardisierte Grundrisse

wurden bewusst angestrebt, um die Kosten für die Siedlungen zu senken. Auch die grundlegende Architektursprache der einzelnen Baukörper ist für beide Projekte dieselbe. Sie entspricht dem Heimatschutzstil mit Architekturmotiven wie Dachgaube, Zwerchhaus³⁰, Satteldach und Fensterladen. Die Fassaden wurden meist symmetrisch gestaltet und durch Fenster in stehenden Rechteckformaten mit Sprossenteilung strukturiert.³¹

Dies lässt sich besonders deutlich anhand der Siedlung am Steimker Berg im Süd-Osten des heutigen Wolfsburgs aufzeigen. Bereits im Sommer 1939 fertiggestellt, war sie die erste Siedlung der „Stadt des KdF-Wagens“, die mit 483 Wohneinheiten bezugsfertig war. Die ein- bis zweigeschossigen Gebäude wurden in dorfähnlichem Arrangement um einen zentralen Marktplatz angeordnet. Der Marktplatz selbst wird durch geschlossene Randbebauung begrenzt und erinnert in seiner Systematik an die später verwirklichten Hofanlagen der Innsbrucker Südtiroler Siedlungen. Im Gegensatz zu den Innsbrucker Wohnvierteln gruppieren sich in der Siedlung am Steimker Berg aber um jenen zentralen Hof noch weitere, locker über eine große Grünfläche verteilte Wohnhäuser. Sie erzeugen immer wieder kleine hofartige Situationen und gemeinschaftliche Gartenbereiche, die indes viel ländlicher anmuten als die großen Höfe Innsbrucks. Während dort ausschließlich Mehrfamilienhäuser –

vorzugsweise mit zweispänniger Erschließung – zu finden sind, ist die Siedlung am Steimker Berg durch großzügige Einfamilienhäuser mit angrenzenden Gärten geprägt. Seltener finden sich auch Doppel- oder Reihenhäuser. Der Autoverkehr umfährt die Siedlung wie auch in Innsbruck der fließende Verkehr außerhalb der Höfe vorbeigeleitet wird.³²

Der Einfluss der Gartenstadt ist in Kollers Entwürfen deutlich zu erkennen. Am Entwurf für den Steimker Berg scheinen deren Prinzipien allerdings viel eindeutiger, wobei auch für die Innsbrucker Stadtteile, die Koller entwarf, auf die Topografie des Ortes, die Ausrichtung auf Blickachsen und starke Durchgrünung Wert gelegt wurde. Zwar wurde hier weitgehend auf eine ländliche Vorort-Idylle verzichtet, die Straßen axial und nicht geschwungen ausgeführt und die einzelnen Gebäude großteils als Mehrfamilienhäuser angelegt, dennoch waren der Bezug zur Landschaft und eine großzügige Gestaltung mit freinutzbaren Gartenflächen für die Bewohnerinnen und Bewohner fixe Entwurfsparameter.

Die Siedlung am Steimker Berg steht seit dem 8. März 1978 als Ensemble unter Denkmalschutz. Dieser Schutz beschränkt sich nicht nur auf die Architektur, sondern dehnt sich auch auf die gesamte Gartenanlage aus – einschließlich der Gemeinschaftsbereiche und der landschaftsarchitektonischen Gestaltung samt Wegenetz und Baumbestand. Neben der hohen Lebensqualität

spricht für den Erhalt der Siedlung auch ihre Rolle als architektur- und zeitgeschichtliches Dokument.³³

Leider stehen Kollers Innsbrucker Siedlungen – wie auch alle anderen Südtiroler Siedlungen in Nordtirol – nicht unter einem solchen Schutz. Lediglich eine von einst 34 Siedlungen, konkret jene in Kematen, steht unter Denkmalschutz, der sich aber nur auf die äußere Erscheinung der Gebäude beschränkt. Dieser Umgang mit den Südtiroler Siedlungen als historisches Dokument, als Denkmal einer ethischen Säuberungsaktion und damit auch als Mahnmal ist keineswegs akzeptabel. Zur Stunde werden in Innsbruck Südtiroler Häuser niedrigerissen. Immer öfter müssen sie modernen Neubauten weichen. Mit ihnen verschwindet auch die Geschichte, die durch sie bis heute erzählt wurde. Aktuell sind nur noch 16 Südtiroler Siedlungen in Nordtirol zumindest teilweise erhalten.

Dipl.-Ing. Romana Federer arbeitet als Architektin in Tirol. Sie studierte Architektur in Innsbruck und setzt sich nach ihrer Masterarbeit über die Südtiroler Siedlungen Tirols in ihrem Dissertationsprojekt mit der Architektur des Nationalsozialismus und der Frauenforschung in Architektur und Geschichte auseinander.

1 Christian Schneider, Stadtgründung im Dritten Reich. Wolfsburg und Salzgitter. Ideologie, Ressortpolitik, Repräsentation. München 1979, S. 31f.
2 Helmut Alexander/Stefan Lechner/

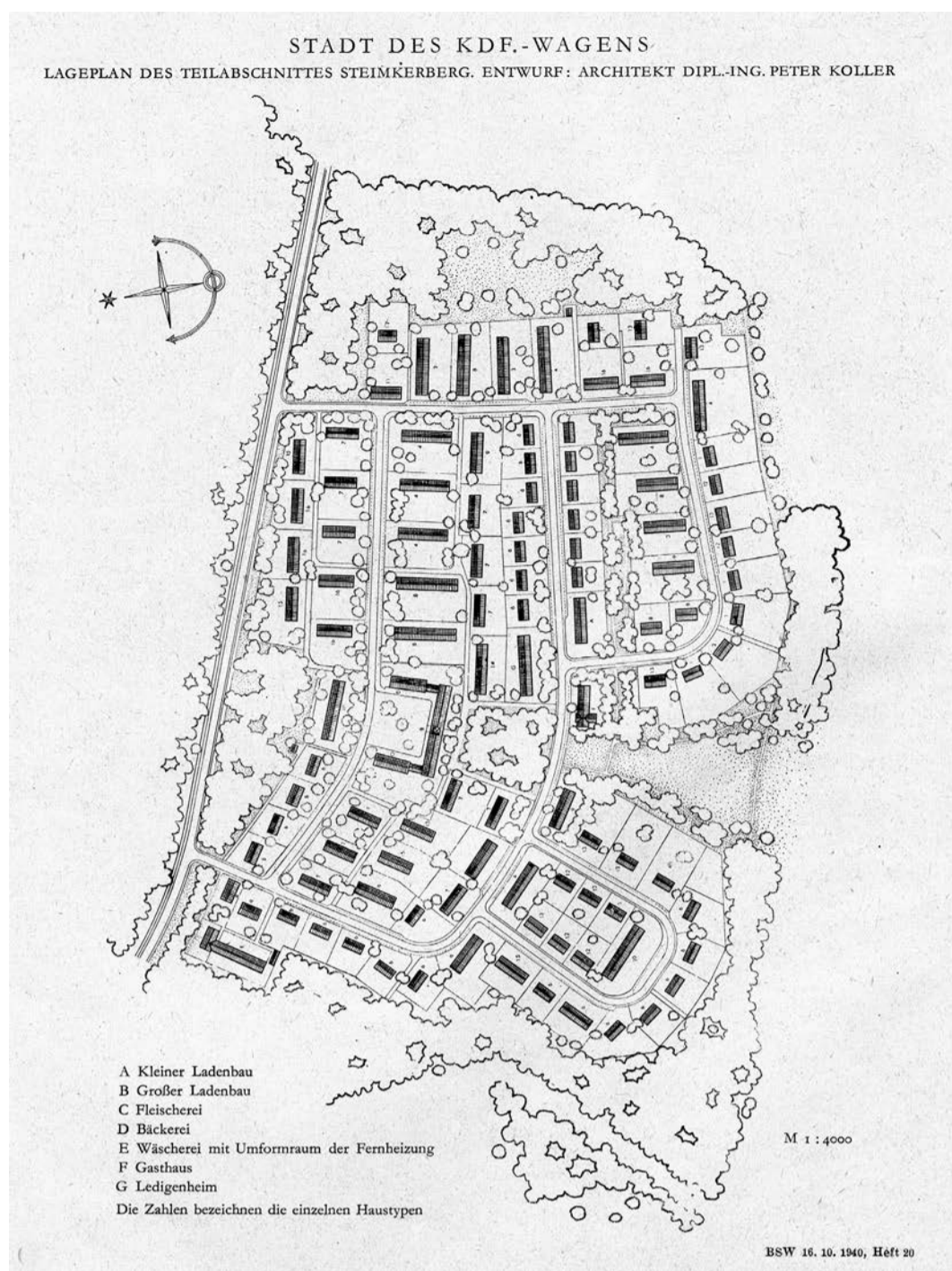


Abb. 7.: „Stadt des KdF-Wagens“, Lageplan der Siedlung am Steimker Berg (1940), in: Bauen, Siedeln, Wohnen, Jg. 20 (1940), H. 20, S. 660; StadtA WOB, S 11 Koller II (345)

Adolf Leidlmair, Heimatlos. Die Umsiedlung der Südtiroler. Wien 1993, S. 69 und 72.

- 3 Ebd., S. 24. Siehe dazu ebenso Eva Pfanzelter, „Die (un)verdaute Erinnerung an die Option 1939“, in: Geschichte und Region/Storia e regione Jg. 22 (2013), H. 2, S. 13–40.
- 4 Marcus Termeer, „Gartenstadt als Disziplin-Raum. Zur politischen Wirkmacht von ‚Heimatschutz‘-Siedlungen“, in: Ernst Seidl (Hg.), Politische Raumtypen. Zur Wirkungsmacht öffentlicher Bau- und Raumstrukturen im 20. Jahrhundert. Göttingen 2009, S. 71–86.
- 5 Ulrich Höhns, „Grenzenloser Heimatschutz 1941. Neues, altes Bauen in der ‚Ostmark‘ und der ‚Westmark‘“, in: Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider (Hg.), Moderne Architektur in Deutschland 1900–1950. Reform und Tradition. Stuttgart 1992, S. 283–301, hier S. 283.
- 6 Johann Jessen (Hg.), Der Städtebau der Stuttgarter Schule. Berlin 2015.
- 7 Höhns, Grenzenloser Heimatschutz 1941 (wie Anm. 5), S. 283–286.
- 8 Ich danke Marcel Glaser für die freundliche Auskunft (1. März 2021).
- 9 Höhns, Grenzenloser Heimatschutz 1941 (wie Anm. 5), S. 287.
- 10 Ich danke Marcel Glaser für die freundliche Auskunft (1. März 2021).
- 11 Marcel Glaser, Peter Koller (1907–1996). Stadtplaner in Diktatur und Demokratie. Unveröffentlichte Dissertationsschrift, Kassel 2021, S. 194.
- 12 Klaus Lugger, Wohnbau sozial. Innsbruck von 1900 bis heute. Innsbruck 1993, S. 103.
- 13 Peter Koller, „Zusammenhang von Städtebau und Wohnungsbau. Erläutert an der Planung Innsbruck“, in: Der soziale Wohnungsbau in Deutschland, Jg. 1 (1941), H. 4, S. 110–127, hier S. 110–115 (StadtA WOB, S 11 Koller II, 467).
- 14 StA I, Stadtbauverwaltung, A-210, Nr. 2, Brief und Gutachten, gez. Paul Schmitthenner, an Gauleiter Franz Hofer vom 1. Dezember 1941.
- 15 Koller, Zusammenhang von Städtebau und Wohnungsbau (wie Anm. 13), S. 112.
- 16 Lugger, Wohnbau sozial (wie Anm. 12), S. 104.
- 17 Helmut Weihsmann, Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs. Wien 1998, S. 935.
- 18 Höhns, Grenzenloser Heimatschutz 1941 (wie Anm. 5), S. 286f.
- 19 Ich danke Marcel Glaser für die freundliche Auskunft (1. März 2021).
- 20 Lugger, Wohnbau sozial (wie Anm. 12), S. 106–109.
- 21 Koller, Zusammenhang von Städtebau und Wohnungsbau (wie Anm. 13), S. 117.
- 22 Ebd., S. 127.
- 23 Glaser, Peter Koller (wie Anm. 11), S. 195.
- 24 Siehe dazu Alexander Kraus, Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschaftswunderzeit. Göttingen 2021, S. 111–138.
- 25 Titus Taeschner, „Über die Bauten der Südtiroler Rückwanderer in Innsbruck“, in: Der soziale Wohnungsbau in Deutschland, Jg. 1 (1941), H. 4, 128–131, hier S. 128 (StadtA WOB, S 11 Koller II, 467).
- 26 Ebd., S. 128.
- 27 Schneider, Stadtgründung im Dritten Reich 1979 (wie Anm. 1), S. 41–45.
- 28 Marcel Glaser/Manfred Grieger, „Die ‚Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben‘. Ein Musterraum der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft?“ In: Winfried Süß/Malte Thießen (Hg.), Städte im Nationalsozialismus. Urbane Räume und soziale Ordnungen. Göttingen 2017, S. 130–137.
- 29 Schneider, Stadtgründung im Dritten Reich (wie Anm. 1), S. 50.
- 30 Das Wort „zwerch“ kommt vom mittelhochdeutschen Wort „twerch“, was so viel bedeutet wie „quergestellt“. Die Achse beziehungsweise der First dieses eingeschobenen Häuschens steht quer, genauer gesagt im rechten Winkel zum First des Hauptdaches.
- 31 Stadt Wolfsburg (Hg.), Gestaltungsfibel. Siedlung Steimker Berg in Wolfsburg. Wolfsburg 2002, S. 8–11.
- 32 Schneider, Stadtgründung im Dritten Reich (wie Anm. 1), S. 47.
- 33 Stadt Wolfsburg, Gestaltungsfibel (wie Anm. 31), S. 19–26.



Abb. 1

Das Kriegsalbum des Hattorfers Willi Mohrmann

Visuelle Dokumentation und fotografische Erinnerung an den Russlandfeldzug

JENS JÄGER IM GESPRÄCH

Ein Fotoapparat war in den späten 1930er Jahren längst keine Seltenheit mehr. Annähernd jeder zehnte Deutsche besaß einen solchen – nicht wenige von ihnen nahmen als Soldaten ihre Kamera mit in den Krieg. Das Propagandaministerium hatte sie sogar regelrecht dazu aufgefordert. „Knipsfotos“ des soldatischen Alltags kam eine ähnliche Aufgabe zu wie Feldpostbriefen – sie sollten die Verbindung zur Heimat aufrecht erhalten. Aber auch jene Soldaten, die über kein eigenes Fotoequipment verfügten, kamen zu Fotografien. Zu ihnen zählte auch Willi Mohrmann aus Hattorf, der mit einer Fernmeldeeinheit an der Ostfront im Einsatz war. Seiner Tochter Regina Zimmermann zufolge, die uns sein Kriegsalbum dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat, gelangte er stets dann zu Fotografien, wenn Kriegsphotografen vor Ort waren. Aus diesen erstellte er – wann genau, kann nicht rekonstruiert werden – irgendwann sein Album. Über das Album sprach ich mit Prof. Dr. Jens Jäger, einem Spezialisten der Fotografiegeschichte, der an der *Universität zu Köln* unter anderem eine Forschergruppe betreut, die zu Amateur- wie Propagandafoto-

grafien und Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg arbeitet.

Alexander Kraus: Ehe ich auf einzelne Themenfelder und Motive eingehen werde, möchte ich eine Frage vorwegstellen, die das Fotoalbum Willi Mohrmanns als Ganzes im Blick hat: Welche Geschichte erzählt just dieses Album – eines von wohl hunderttausenden – vom Zweiten Weltkrieg?

Jens Jäger: Zuerst muss ganz nüchtern festgehalten werden: Das Album besteht aus 119 Fotografien und deckt einen Zeitraum von (Sommer) 1941 bis 1943/44 ab. Die Einheit von Mohrmann gehörte der Heeresgruppe Süd an, die vom südlichen Polen aus am Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 teilgenommen hatte. Mohrmann bewegte sich von dort nach Osten/Südosten: Etwa 1.000 Kilometer von Dubno nach Horliwka (im Album „Gorlowka“) 1941/42. Von dort ging es über etwa 820 Kilometer nach Mosdok in den Kaukasus (Abb. 2) – dort entstanden verhältnismäßig viele Aufnahmen. Im Jahr 1942/43 ging es dann wieder zurück über Kuban und die Straße von Kertsch zur Krim (etwa 800 Kilometer). Dann findet sich noch ein Eintrag von

„1944“, was aber eigentlich nur 1943 sein kann, wird doch das von dort über 800 Kilometer entfernte Charkow genannt, das seit August 1943 wieder in russischer Hand ist. Damit ist die fotografische Erzählung des Krieges bereits an ihr Ende gelangt beziehungsweise besitzt sie noch eine Art Epilog mit Bildern aus dem Raum, in dem die Einheit offenbar vor Juni 1941 stand. Ausgespart ist der gesamte Rückzug. Kurz: Das Album kann nur Schlaglichter zeigen, die von der Verfügbarkeit von Fotografien abhängt. Diese ließ ab 1943 nach und verbesserte sich später kaum, weil es immer schwieriger wurde, überhaupt Negativmaterial zu bekommen und die Entwicklung zu organisieren.

Oft stammen bei solchen Alben die Bilder im Übrigen von verschiedenen Fotografen. Eines beispielsweise stammt ganz gewiss von einem Fotografen einer Propagandakompanie (Abb. 3, oben rechts),¹ andere wohl von fotografierenden Kameraden aus der Einheit. Ihre Qualität ist unterschiedlich, ebenso die Ränder – mal glatt, mal der für die zeitgenössische Amateurfotografie typische Büttensrand. Diese Bilder wurden später arrangiert, vielleicht auch

nach dem Krieg rearrangiert. Insofern ist es ein typisches „Kriegsalbum“.²

Wie andere Alben auch konzentriert sich die Bildauswahl auf die eigene, engere Gruppe, das heißt in diesem Fall auf jene Männer, mit denen Mohrmann alltäglich zu tun hatte und zu denen sich ein besonders enges Verhältnis herausgebildet hatte. Darüber hinaus werden Kriegsfolgen wie zerstörtes Gerät (zumeist, wenn gleich nicht gar ausschließlich russisches) gezeigt; dann wird aber auch vereinzelt Ungewöhnliches festgehalten sowie Landschaften gezeigt. Es spiegelt teils auch Empfehlungen, die Amateurfotografen seinerzeit in der NS-Presse und in Fachzeitschriften gemacht wurden,³ geht jedoch darüber hinaus. Immerhin sehen wir öfter Soldaten in nicht gerade vorschrittmäßiger Kleidung und Haltung.

Alexander Kraus: Da möchte ich sogleich anknüpfen. Den Historikerinnen Petra Bopp und Sandra Starke zufolge, die sich intensiv mit Kriegsphotobüchern auseinandergesetzt haben,⁴ ist es fast noch wichtiger zu wissen, wer die Fotografien einklebte, als etwas über

den Fotografen selbst zu erfahren. Denn durch die Zusammenstellung zu einem Fotoalbum wurden sie zu Erinnerungsbildern. Willi Mohrmann hat wiederholt Aufnahmen eingeklebt, die seine „Kameraden“ in der „besten Staffelfeststube“, beim Schlachten (Abb. 1, oben rechts), bei einer Fahrzeugreparatur oder in der Freizeit, ja selbst beim Feiern zeigen (Abb. 4, unten links und mittig). Welche Aufgabe spielten solche fast leicht erscheinenden fotografisch festgehaltenen Momente für die Soldaten im Kriegsdienst?

Jens Jäger: Neuere Forschungen gehen davon aus, dass die eigene Gruppe zentrales Element bei der Erinnerung an den Krieg ist. Der Zusammenhalt ergab sich aus dem Alltag, dem unbedingten Aufeinander-angewiesen-Sein und vor allem eben auch aus den nicht-alltäglichen Erlebnissen jenseits unmittelbarer Gefahr. Es ist ein Rest zivilen Lebens, der für die psychische Stabilität von großer Bedeutung war. Da solche Bilder auch nach Hause gesendet wurden, signalisierte das stets: „Mir geht es gut“. Das blendete auch all die schrecklichen Erlebnisse aus, die der Krieg mit sich brachte. Fortsetzung auf Seite 6



Abb. 2

scherzt und lacht auf dem Bild (Abb. 1, oben zentral). Feinde, das sind eben doch die russischen Soldaten, weniger die Bevölkerung – jedenfalls erscheint es so auf dem Bild. Möglicherweise ist die Fotografie in der Ukraine entstanden – dort gab es anfangs in der Bevölkerung durchaus Sympathien für die Deutschen. Es ist außerdem leicht vorstellbar, dass die Idee, als „Befreier“ wahrgenommen zu werden, für die Gruppe um Mohrmann wichtiger war, als Bestätigungen für die NS-Propaganda zu finden. Nun darf man dies aber nicht überbewerten – die einheimische Bevölkerung nicht als feindlich wahrzunehmen heißt nicht, dass sie als ebenbürtig wahrgenommen wurde. Eine „Russin beim Wasserholen“ (Abb. 7, unten links) ist ebenso wie die „Waschenden Russen“ (Abb. 6, unten links) – im Übrigen eine Fotografie, die abermals allein Frauen zeigt – hier nur in einer der Wehrmacht dienenden Funktion dargestellt, was wiederum mit der Propaganda-Vorstellung kompatibel ist, dass die unterlegenen Völker vor allem zur Arbeit für die Deutschen heranzuziehen seien. Was sie aber unisono nicht sind, ist bedrohlich zu wirken. Überhaupt darf die Abwesenheit einheimischer Männer nicht wundern: Angesichts des verbrecherischen Wütens der sogenannten Einsatzgruppen (in diesem Fall die Einsatzgruppe D der Sicherheitspolizei und des SD) hinter der Front spiegelt die Abwesenheit auch die Realität des „weltanschaulichen Rassenkrieges“, als den auch die Wehrmacht den Krieg in Osteuropa führte. Als irgendwie wehrfähiger Mann, war es grundsätzlich klug – sofern nicht ohnehin in die Rote Armee eingezogen –, sich nicht in der Nähe deutscher Truppen aufzuhalten.



Abb. 3

Alexander Kraus: Die Fotografien in Willi Mohrmanns Fotoalbum dokumentieren vielfach den Einsatz hinter der Front. Als Soldat einer Fernmeldeeinheit scheint er über die von Dir oben gebrachte Erklärung hinaus auch so eher selten in das unmittelbare Frontgeschehen verwickelt gewesen zu sein. Trägt der Schein? Es fällt jedenfalls auf, dass der Tod und das Töten nur wenig Raum einnehmen. Dabei sticht ein markanter Unterschied ins Auge: Während zwei Fotografien die letzte Ruhestätte gefallener „Kameraden“ auf einem gepflegten „SS Heldenfriedhof“ festhalten (Abb. 7, beide Fotografien oben), andere die mit Stahlhelm bestückten Holzkreuze von Wehrmachtssoldaten oder die Gefallener der ersten Schlacht um Zhytomir (im Album „Shitomir“) aus dem Juni 1941, und damit den Tod nur indirekt ins Bild setzen, zeigt eine Fotografie eine Anzahl sowjetischer Soldaten, die im Frühjahr durch einen Raketenartillerieangriff getötet worden sind, am Wegesrand: „Gefallene Russen nach Nebelwerferbeschuss“. Ist der fehlende Respekt vor dem getöteten Feind Folge der Kriegspropaganda?

Jens Jäger: Um mit der letzten Frage zu beginnen: Fortsetzung auf Seite 8

Fortsetzung von Seite 5

Alexander Kraus: Neben diesen Fotografien, die den soldatischen Alltag dokumentieren, und die eben keineswegs das Frontgeschehen in Szene setzen, gibt es auch solche, auf denen – Du hast es bereits angedeutet – gewissermaßen Kuriositäten abgebildet sind. So zeigt eine ganze Seite des Albums Fotografien, auf denen Kamele abgelichtet wurden; auf einer anderen ist ein erbeuteter russischer Panzerzug dokumentiert (Abb. 5, beide Fotografien oben). Was erzählen solche Fotografien über den Krieg?

Jens Jäger: Der Krieg bestand auch aus viel „Leerlauf“, das heißt endlosen Fahrten, Routinen, die wenig mit unmittelbaren Kampfhandlungen zu tun hatten. Zudem ist es auch sehr unwahrscheinlich, dass jemand während eines Gefechts fotografierte – dazu war weder Zeit noch Muße. Zerstörtes (oder erobertes) russisches Kriegsgerät belegt die eigenen Erfolge und dient als Symbol eigener Überlegenheit sowie abgewehrter Gefahr. Kuriositäten wie die von Dir angesprochenen Kamele gehören zu den Resten zivilen Lebens; verweisen auf einen neugierigen Blick für das Frem-

de, der durchaus Anflüge ‚touristischer Wahrnehmung‘ besitzt. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Mehrzahl der jungen Männer wohl niemals vor dem Krieg Deutschland verlassen hatte und daher zuweilen ungewöhnliche Anblicke jenseits des Krieges festhielt.

Alexander Kraus: Gerade durch die individuelle Kommentierung werden Aufnahmen, die oftmals durch Kriegsphotografen vor Ort gemacht wurden, privat. Was verraten die Bildunterschriften Mohrmanns beispielsweise mit Blick auf die sowjetischen Völker,

die in der NS-Propaganda als Untermenschen galten?

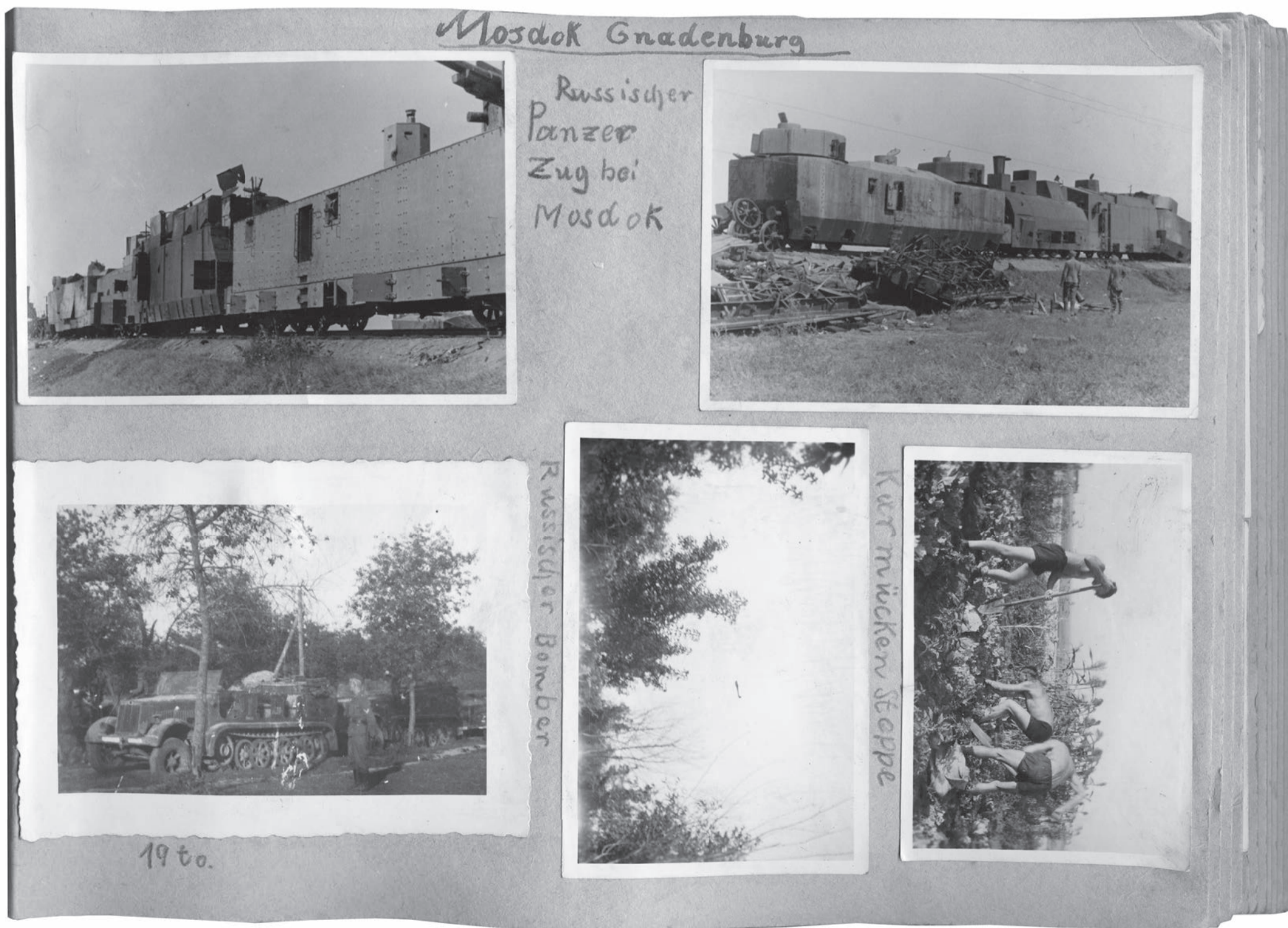
Jens Jäger: Signifikant ist hier: Es wird von „Russen“ gesprochen, nicht von „Bolschewisten“, wie es der NS-Propaganda lieber gewesen wäre. Das NS-Weltbild ordnete die sowjetischen Völker ausnahmslos in eine niedere Kategorie ein; im Sinne der nationalsozialistischen Propaganda waren das „rassisch“ unterlegene Völker, die aber nicht unbedingt als „Feinde“ betrachtet wurden. Auch gibt es ein Bild, das deutsche Soldaten im Kreis einer größeren Gruppe möglicherweise ukrainischer Frauen und Mädchen zeigt. Man



1942

Pfingsten Jamboree

Abb. 4



Mosdok Gnadenburg

Russischer Panzer Zug bei Mosdok

Russischer Bomber

Kar mücken Steppe

19 to.

Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7

Fortsetzung von Seite 6 Beides. Gräber legen nahe, dass die Toten geehrt werden und auch ihrer individuell gedacht wird – das ist bei den Gräbern von deutschen Soldaten deutlich. Bilder toter Gegner sind eher „Trophäen“, die auch den „Erfolg“ der eigenen Armee und ihrer Waffentechnik belegen. Diese sind entindividualisiert, was den Unterschied zu den ordentlich bestatteten deutschen Soldaten untermauert. Es ist überhaupt das einzige Bild getöteter Menschen im Album. Das massenhafte Sterben ist wenig prominent – das gilt für viele ähnliche Alben. Andererseits kann der „SS Heldenfriedhof“ auch als Kommentar gelesen werden, dass hier in NS-Diktion sogar im Tod Unterschiede zwischen Wehrmacht und SS gemacht wurde – vielleicht von Mohrmann durchaus kritisch gemeint.

Seine Einheit scheint als Fernmeldetrupp tatsächlich vor allem hinter der Front eingesetzt gewesen zu sein. Das müsste jedoch genauer erforscht werden. Die Bilder jedenfalls lassen das so erscheinen. Allerdings spielen, wie gesagt, auch in anderen Alben Tod und Töten keine prominente Rolle, auch dort geht es ebenfalls mehr um das Etappenleben, die soldatische Existenz jenseits der Front, um Kameradschaft und materielle sichtbare Kriegsfolgen wie zerstörtes Gerät und Infrastruktur. Inwieweit Mohrmanns Einheit in Kämpfe und Gefechte verwickelt worden war, lässt sich aus den Bildern natürlich nicht erschließen. Das dürfen wir auch nie erwarten, weil sich der Griff zur Kamera in einem Gefecht aus vielen Gründen verbot – auch sahen es die Offiziere ungerne.⁵

Alexander Kraus: Das Fotoalbum ist auf dem vorderen Vorsatz mit „Russland Feldzug 1941–1945“ überschrieben, doch hat es ganz den Anschein, als nehme mit Beginn des Rückzugs die Anzahl der Fotografien rapide ab, auch verändert sich das Abgebildete: Kriegsgeschichte und die Folgen der militärischen Auseinandersetzungen scheinen kaum mehr fotografisch festgehalten worden zu sein. Ist das typisch für Kriegsphotobücher deutscher Soldaten und wie lässt sich dies deuten?

Jens Jäger: Das ist typisch und auch Folge des Mangels an Filmen und Fotopapier, der schon ab 1942 fühlbar war. Zudem dürfte nach der Jahreswende 1942/43 mehr und mehr klar geworden sein, dass der Krieg nicht mehr gewonnen werden konnte. Das minderte den Wunsch nach fotografischer Dokumentation; Fotografie ist ja stets eher ein Medium, um Erfolg, Glück und positive Erlebnisse festzuhalten – daher sank die Motivation zu fotografieren zusätzlich.

Alexander Kraus: Auch aus diesem Grund laufen Kriegsphotobücher deutscher Soldaten üblicherweise gewissermaßen ins Leere. Die letzten Seiten eines Albums blieben meist frei, denn das Ende des Krieges bedingt das Ende der Fotoproduktion zum Thema. Dies ist auch im Fotoalbum Willi Mohrmanns der Fall. Allerdings gibt es in ihm eine Besonderheit: Auf einer Doppelseite wurden scheinbar nachträglich zehn Aufnahmen des Jahres 1941 eingearbeitet, die,

die titelgebende Zeile eines bekannten Volksliedes zitierend, mit „In Einem Polen Städtchen“ überschrieben sind (Abb. 8). Wie erklärst Du Dir diese rückwirkende Ergänzung und welche Funktion übernahmen diese Fotografien, die ja weit vor dem zuvor bereits ansatzweise erkennbaren Rückzug entstanden sind, für ihren Besitzer?

Jens Jäger: Solche Alben sind wohl oft nach 1945 überarbeitet worden. Es ist nicht untypisch, dass Fotografien entfernt, andere hinzugefügt worden sind – sei es durch die Besitzer selbst, sei es später durch andere. Sieht man sich die Beschriftungen an, ist ebenfalls unklar, ob diese während des Krieges oder danach eingefügt wurden. Für danach sprechen Indizien wie die Verwendung unterschiedlicher Schreibutensilien (Füller, Farbstift, Bleistift) und die eher untypische Bezeichnung einer militärischen Einheit als „2. Komp 52 A.K.“ Wenn A.K. als „Armeekorps“ aufgelöst wird, fehlt die wichtige Zuordnung zu

einer Armee und spezifischen Division – wohl die 111. Infanteriedivision, zu der die Einheit Mohrmanns anscheinend gehörte, wie es die Bildlegende zur Aufnahme des Generals Staff (Abb. 3, oben rechts) nahelegt.

Die Aufnahmen aus Polen wurden wohl an einem anderen Ort aufbewahrt und dann nachträglich in das Album eingefügt. Die Einheit wurde im Mai/Juni in Polen bereitgestellt, sodass die Bilder aus dieser Zeit inhaltlich gut in das Album passen; ursprünglich aber wohl deswegen separat aufbewahrt worden waren, weil das Album als reines „Kriegsalbum“ gedacht gewesen ist und daher die Bilder bis Juni 1941 inhaltlich nicht dazugehören schienen. Das mag Mohrmann später anders gesehen haben, sodass er dann die Bilder einfügte. Damit hatte er dann alle Fotografien aus seiner Soldatenzeit beisammen.

Jens Jäger studierte Geschichte, Literaturwissenschaft und Volkswirtschaft an der Universität Hamburg.



Abb. 8

Dort promovierte er 1995 zur Geschichte der Fotografie in Deutschland und England. Die Habilitation erfolgte 2006 an der Universität zu Köln im Fach Neuere Geschichte. Seit 2005 arbeitet er an der Universität zu Köln, von 2009 bis 2018 war er Heisenberg-Stipendiat, seit 2016 wirkt er dort als außerplanmäßiger Professor. Fotografiegeschichte gehört zu seinen Spezialgebieten.

- 1 Das „Ritterkreuz“ erhielt Staff am 31. August 1941. Siehe das Foto: Bundesarchiv, Bild 183-H29376. Ob das Bild tatsächlich wie in der Bildunterschrift festgehalten die „Überreichung“ zeigt, darf bezweifelt werden.
- 2 Siehe dazu das Themenportal Propagandafotografie, online abrufbar unter <https://visual-history.de/2020/02/12/themendossier-propagandafotografie/> [24.1.2022].
- 3 Siehe dazu Rolf Sachsse, Die Erziehung zum Wegsehen. Fotografie im NS-Staat. Dresden 2003, S. 217f.
- 4 Petra Bopp/Sandra Starke (Hg.), Fremde im Visier. Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg. Bielefeld 2009.
- 5 Siehe dazu Sachsse, Die Erziehung zum Wegsehen (wie Anm. 3), S. 216.

Alexander Kraus: In der Geschichtswissenschaft ist der Begriff des „Geschichtsbildes“ oft genutzt und doch nur wenig reflektiert. Was sprach dennoch für ihn, sodass Du Dir die Wolfsburger Nachkriegsgeschichte in Deinem eben erschienenen Buch *Konkurrierende Wahrheiten* über ihn erschlossen hast?

Michael Siems: Ich hatte zunächst vor, die spezifische kommunale „Erinnerungskultur“ in Wolfsburg zu untersuchen. Dieser Terminus umfasst die zahlreichen Akteure und die vielfältigen Praktiken, die unser kollektives Erinnern bestimmen, fragt nach dem „Wie“. Um den Umgang mit Geschichte im Wolfsburg der frühen Nachkriegszeit zu beschreiben, kam er mir aber schnell unpassend vor. Kann man diese Situation, in der sich noch kaum Praktiken des Erinnerns etabliert haben und noch so wenige Akteure daran aktiv teilnehmen, wirklich schon als eine eigenständige kommunale Erinnerungskultur bezeichnen?

Und wie lässt sich der Zustand beschreiben, dass ab den 1960er Jahren dann zwei gänzlich unterschiedliche, geradezu entgegengesetzte Vorstellungen von der eigenen Geschichte existierten? Diese Vorstellungen waren nicht Teil derselben Erinnerungskultur, da sie kaum miteinander interagierten und von unterschiedlichen Personengruppen in unterschiedlichen Kontexten kommuniziert wurden. Hinzu kommt, dass es in dieser frühen Phase lange nicht um das „Wie“, sondern vielmehr um das „Was“ ging. Es hatte sich noch kein Konsens darüber etabliert, was vor 1945 eigentlich passiert war.

Der Begriff „Geschichtsbild“ scheint mir diese unterschiedlichen, lange noch sehr bruchstückhaften Vorstellungen von der eigenen Stadtgeschichte treffend zu beschreiben. Der Geschichtsdidaktiker Karl-Ernst Jeismann stellte zu Geschichtsbildern fest, dass sie meist „faktenarm, hochselektiv, aber urteilsfreudig und gefühlsstark“ seien und gerade aufgrund ihrer Unvereinbarkeit mit anderen Bildern zum Ausgangspunkt historischer Kontroversen würden.¹ Das beschreibt die Situation in Wolfsburg sehr gut.

Alexander Kraus: Durch welche Spezifika war das erste in der Volkswagenstadt dominante Geschichtsbild denn ganz konkret gekennzeichnet?

Michael Siems: In Wolfsburg kam man am nationalsozialistischen Gründungszusammenhang der Stadt nicht vorbei, folglich musste er eingeordnet und umgedeutet werden. Eine wichtige Rolle dafür spielte der „Porschemythos“. Ferdinand Porsche habe sich, so die lange verbreitete Vorstellung, nicht für Politik interessiert, sondern lediglich ein gutes Auto bauen wollen. Und weil dieses Auto nun nach dem Krieg Tausende in Lohn und Brot brachte, konnte darin ja kaum etwas Verwerfliches liegen. Porsches Wirken im Nationalsozialismus wurde nicht nur entschul-

digt, sondern heroisiert, womit er ein wichtiges Identifikationsangebot für all jene darstellte, die von sich selbst glauben wollten, sie hätten das richtige Leben im falschen geführt.

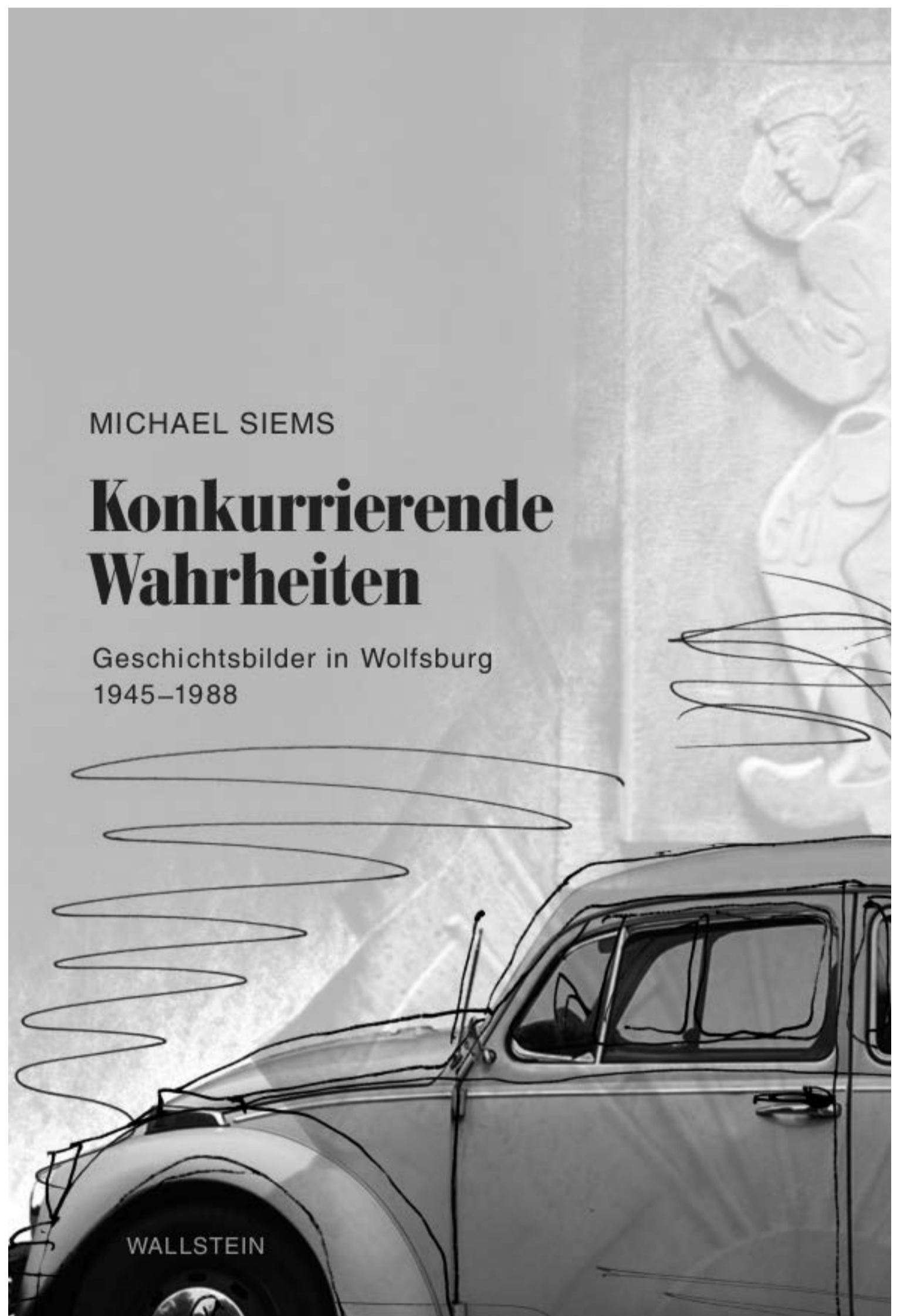
Ein weiterer wichtiger Pfeiler des Geschichtsbildes war die Erinnerung an Flucht und Vertreibung sowie an den verlorenen „Deutschen Osten“. Das ist für

sich genommen keine Wolfsburger Besonderheit: Überall, wo sich Geflüchtete und Vertriebene eine neue Heimat schaffen mussten, wollten sie auch an die verlorene erinnern. Durchaus bemerkenswert sind aber die Dimensionen: Das monumentale Mahnmal auf dem Klieversberg und die zahlreichen Straßen, die nach den „verlorenen“ Orten zwischen

Elbe und Memel benannt sind, tragen dem bis heute Rechnung. Die zentrale Stellung von Flucht und Vertreibung im Wolfsburger Geschichtsbild ist kaum überraschend, korrespondiert sie doch mit dem außergewöhnlich hohen Anteil der Geflüchteten und Vertriebenen an der Stadtbevölkerung. Gleichzeitig trug diese Erinnerung entscheidend dazu bei,

dass sich die Wolfsburgerinnen und Wolfsburger lange vor allem als Opfer des Weltkrieges sahen.

Alexander Kraus: Wolfsburg galt gerade in den ersten Nachkriegsjahrzehnten lokal wie überregional als eine „Stadt ohne Geschichte“, die ohne gewachsene Traditionen ganz in der Gegenwart verankert, der Zukunft zu-



Cover

„Es war ein enormes Maß bürgerschaftlichen Engagements nötig, dieses Ungleichgewicht zu überwinden.“

MICHAEL SIEMS IM GESPRÄCH ÜBER KONKURRIERENDE WAHRHEITEN IN WOLFSBURG



Fotografie der heutigen Gedenkstätte für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Wolfsburg, Foto: Klaus Gottschick

gewandt sei.² Wie korrespondierte dieses zweifelhafte Selbstbild mit dem Blick auf die Vergangenheit?

Michael Siems: Diese Fixierung auf die Zukunft konnte durchaus auch auf die Vergangenheit projiziert werden. So galten die Einwohner (kaum aber Einwohnerinnen), die schon vor 1945 in der „Stadt des KdF-Wagens“ gelebt hatten, später als „Pioniere“. Diese hätten ihre Heimat hinter sich gelassen, um im noch unerschlossenen und unwirtlichen Gebiet auf die Verwirklichung der Zukunftsvision Volkswagenwerk hinzuwirken.

Den sogenannten Pionieren kam eine wichtige und auch prestigeträchtige Rolle zu. Diese relativ kleine Personengruppe hatte exklusives Wissen über die Zeit vor 1945. In weitgehender Ermangelung anderer Quellen stellten sie lange den einzigen Zugang zur Stadtgeschichte dar. Da viele von ihnen in mehr oder weniger verantwortungsvollen Positionen tätig gewesen waren, hatten sie überdies ein Interesse an einem bestimmten, tendenziell verharmlosenden Bild.

Alexander Kraus: Was bedingte, dass diesem auch durch die von Dir angesprochenen „Pioniere“ beförderten etablierten Geschichtsbild in den langen 1960er Jahren langsam aber sicher eine hartnäckige Konkurrenz erwuchs?

Michael Siems: Das Aufkommen alternativer Perspektiven ist nicht losgelöst von bundesweiten Entwicklungen zu sehen. Vor allem junge Menschen mit progressiven Ideen verbanden ihre Forderungen zur Umgestaltung von Staat und Gesellschaft auch mit dem Ruf nach einer Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Noch immer wird dafür nicht selten der irreführende Begriff der „Studentenbewegung“ genutzt, aber in Wolfsburg waren es vor allem Schülerinnen und Schüler, Auszubildende, junge Arbeiterinnen und Arbeiter, die sich engagierten. Sie verbanden globales Den-

ken mit lokalen Aktionsfeldern und entdeckten so zum Beispiel den sogenannten Ausländerfriedhof wieder, machten ihn zum vielleicht wichtigsten Schauplatz und Symbol historischer Aufarbeitung in Wolfsburg.

Alexander Kraus: Welche anderen Akteure vermittelten denn die einander gegenüber stehenden Geschichtsbilder und über welche Formate und Medien wurden sie kommuniziert?

Michael Siems: Das frühe, apologetische Geschichtsbild fußte vor allem auf den Erinnerungen der „Pioniere“. Diese wurden bereits 1951 zur Grundlage für Horst Mönichs Roman *Die Autostadt*.³ Auf diese Weise kam es sehr früh zu einer Kodifizierung und wohl auch Homogenisierung individueller Erinnerungen. In gedruckter Form wurden diese Erinnerungen schließlich tausendfach weitergegeben und galten als überaus glaubwürdig. Auf dieselben „Zeitzeugen“ wurde in den folgenden Jahren und Jahrzehnten auch zurückgegriffen, wenn etwa die Lokalzeitungen zu den Stadtjubiläen historische Beiträge brachten. So dürfte der Eindruck entstanden sein, dass die verfügbaren Texte zur Stadtgeschichte einander bestätigten, sie fußten aber auf derselben schmalen Quellengrundlage.

Auf der anderen Seite sah es für das konkurrierende Geschichtsbild noch dünner aus. Die tausenden Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die die „Stadt des KdF-Wagens“ aus einer anderen Perspektive erlebt hatten, waren nicht mehr in der Stadt und damit auch nicht Teil des Diskurses. Im Stadtarchiv gab es zwar Bestände, die das etablierte Bild in Frage gestellt hätten, doch der erste Stadtarchivar Bernhard Gericke besaß wohl weder das Interesse noch die Qualifikation, kritische Forschungen zu ermöglichen.⁴ Auch deshalb war der „Ausländerfriedhof“ so wichtig, nicht allein als Erinnerungsort, sondern auch als Quelle: Hier

standen Dinge in Stein gemeißelt, die andernorts bis in die 1980er Jahre hinein kaum nachzulesen waren.

Die Möglichkeiten, die beiden Geschichtsbilder zu kommunizieren, waren auch extrem asymmetrisch. Neben der *Autostadt* gab es mehrere professionell produzierte Porsche-Hagiografien, die im Buchhandel oder in Bibliotheken bereitstanden. Dazu Denkmale, Straßennamen, ab den 1960er Jahren kann man schon von einer etablierten Erinnerungskultur sprechen. Diejenigen aber, die dem etablierten Bild widersprachen, arbeiteten mit maschinengeschriebenen Flugblättern, sammelten in aufwändiger Handarbeit die wenigen Zeitungsausschnitte zum Thema und gaben ihre Kenntnisse mündlich weiter. Es war ein enormes Maß bürgerschaftlichen Engagements nötig, dieses Ungleichgewicht zu überwinden.

Alexander Kraus: Spielte Wolfsburgs Charakter als Industriestadt mit „Zonenrandlage“, gekoppelt mit der hohen Zuwanderungsrate aus den ehemaligen „Ostgebieten“, der sowjetischen Besatzungszone und dann später der DDR für die lange Dominanz des konservativen Geschichtsbildes eine Rolle?

Michael Siems: Die Rolle der geografischen Lage schätze ich hier nicht so groß ein. So gab es zwar von konservativer Seite zum Beispiel die Behauptung, jugendliche Demonstrantinnen und Demonstranten seien vom „ostzonalen Soldatensender“ aufgehetzt worden. Aber auch das ist keine Wolfsburg Besonderheit. Den Versuch, kritische NS-Aufarbeitung als kommunistische Propaganda zu diskreditieren, könnte man sicherlich auch andernorts reichlich nachweisen.

Alexander Kraus: Wie positionierte sich denn die kommunale Doppelspitze aus Oberbürgermeister und Oberstadtdirektor sowie die politischen Gremien von Verwaltungsrat über den Rat

der Stadt Wolfsburg bis hin zum Kulturausschuss in diesem Konflikt?

Michael Siems: Durch die öffentlichen Äußerungen zur Geschichte, zum Beispiel in den Reden zu Jahrestagen oder durch die Ehrerweisung an bestimmten Denkmalen, nehmen die führenden Repräsentanten der Stadt natürlich Einfluss. Ich wäre aber vorsichtig, hier von einer Positionierung zu sprechen. Der Konflikt existiert ja nur insofern, als wir ihn im Rückblick sichtbar machen können. Er wurde aber von den Zeitgenossen und Zeitgenossen sicher nicht auf die gleiche Weise wahrgenommen. Wenn Oberbürgermeister und Oberstadtdirektor ab den 1970er Jahren beginnen, auch auf dem „Ausländerfriedhof“ Kränze niederzulegen, können wir das auf die Proteste von 1968 zurückführen. Ich sehe aber keine Anzeichen dafür, dass die Akteure diesen Zusammenhang auch so gesehen haben.

Insgesamt können wir das Verhalten dieser Stadtvertreter eher als Indikator für die Veränderungen verstehen: Sie sagten und taten das, was zu jener Zeit als akzeptabel galt. Dabei legten sie sich auch nicht notwendigerweise auf ein Geschichtsbild fest. Sie legten zum Beispiel am selben Tag auf dem „Ausländerfriedhof“ und am Porschedenkmal Kränze nieder, ehrten sowohl die umgekommenen Zwangsarbeiterinnen und Kriegsgefangenen als auch den Ingenieur, der für deren katastrophalen Lebensbedingungen eine erhebliche Mitverantwortung trug.

Auch die anderen politischen Gremien nahmen in diesem Konflikt nur selten eine aktive Rolle ein, ihr Handeln ist eher Ausdruck der aktuellen politischen Rahmenbedingungen und Stimmungen. Gleichwohl trafen sie folgenschwere politische Entscheidungen, deren langfristige Konsequenzen ihnen vermutlich oft nicht bewusst waren, etwa bei der Auswahl des Stadtarchivars. Ihm kam eine wichtige Rolle zu,

beriet er doch die Öffentlichkeit und nicht zuletzt den Rat und die Verwaltung in historischen Fragen beriet. Vor allem aber nutzten die beiden Amtsinhaber ihren Gestaltungsspielraum durchaus aktiv und sicherlich auch bewusst; der Wechsel in dieser Position stellte einen echten Bruch dar. Gericke brachte selbst diverse Vorschläge für Straßenbenennungen ein – etwa Hindenburg oder alternativ Bismarck hätte er gerne gewürdigt gewusst –, stellte die NS-Zeit in einem möglichst günstigen Licht dar und führte zahlreiche Zeitzeugeninterviews auf eine geradezu manipulative Weise. Sein Nachfolger Klaus-Jörg Siegfried dagegen betrieb Grundlagenforschung und erarbeitete in den 1980er Jahren die erste umfassende Darstellung über die Zwangsarbeit in der „Stadt des KdF-Wagens“.⁵ Er und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schufen überdies mit dem eigentlichen Archivaufbau die Voraussetzungen für die heutigen Forschungen zur Stadtgeschichte. Die Bedeutung dieser Stellenbesetzung kann man meines Erachtens kaum überschätzen.

Michael Siems studierte Geschichtswissenschaft und Germanistik an der Technischen Universität Braunschweig und der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 2018 bis 2020 war er freier Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg, 2020 bis 2021 wissenschaftlicher Volontär der Stiftung Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen. Seit November 2021 ist er Bildungsreferent der Stiftung Gedenkstätte Lindenstraße in Potsdam.

1 Karl-Ernst Jeismann, „Geschichtsbilder. Zeitdeutung und Zukunftsperspektive“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 52 (2002), S. 13–22.

2 Siehe dazu Alexander Kraus, *Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschaftswunderzeit*. Göttingen 2021, S. 17–19, 91–110.

3 Siehe dazu Manfred Grieger, „Schriftstellerarbeit am Volkswagenmythos. Der Tatsachenroman ‚Die Autostadt‘ von Horst Mönich aus dem Jahre 1951“, in: David Oels/Erhard Schütz (Hg.), *Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen*. Hannover 2010, S. 159–166; ders., „Eine Meistererzählung vom Volkswagen und der dazugehörigen Stadt. Der Roman Die Autostadt von Horst Mönich aus dem Jahr 1951“, in: Christoph Stölz (Hg.), *Die Wolfsburg-Saga*. Stuttgart 2009, S. 144–147; Michael Siems, „Wolfsburg. Die Autostadt als Roman“, in: Henning Steinführer/Gerd Steinwascher (Hg.), *Geschichte und Erinnerung in Niedersachsen und Bremen. 75 Erinnerungsorte*. Göttingen 2021, S. 413–418.

4 Zu Gericke siehe Günter Riederer, „Bernhard, der Parteiengründer“. *Das Stadtarchiv Wolfsburg und sein erster Leiter*, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte*, Jg. 2 (2017), Nr. 6, S. 6f.; Maik Ullmann, „Bernhard Gericke und die Pioniere der ‚Stadt des KdF-Wagens‘“, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte*, Jg. 5 (2020), Nr. 19, S. 13; ders., „Die ‚Erlebnisberichte‘ des ersten Wolfsburger Stadtarchivars Bernhard Gericke als Zeugnisse seiner Demokratiefreundlichkeit. Maik Ullmann im Interview mit Alexander Kraus“, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte*, Jg. 5 (Mai 2020), Nr. 17, S. 12f.

5 Klaus-Jörg Siegfried, *Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939–1945*. Frankfurt am Main 1986.



AdM 10/2021

Dorf in der Stadt

Zufallsfotografien vom Baustellenfest 1979 auf der Porschestraße

VON ALEXANDER KRAUS

Nach einem rauschenden Fest sieht es nicht unbedingt aus, was Detlef Conradt an diesem Frühsommertag 1979 aus seiner Wohnung mit Blick auf die Porschestraße zu Gesicht bekam und kurzerhand knipste. Wir sehen weite Flächen der einstigen Wolfsburger Magistrale ganz mit Sand bedeckt, fünf Pferde des *Schröterschen Reiterhofs* mit Reitern im Kindesalter drehen geduldig ihre Runden. Nicht minder geduldig, allerdings wartend, zeigt sich die kleine Reihe derer, die ebenso gewillt sind, sich am Probereiten zu versuchen. Im Bildhintergrund flanieren auf dem alten Bürgersteig vereinzelte Passanten an den Schaufenstern vorbei oder werfen einen flüchti-

gen Blick auf die in den auf dem aufgerissenen Pflaster positionierten Auslageständen feilgebotenen Waren des Schuhhauses *Bata*. Eine einzelne Verkaufsbude vis-à-vis von *Elektro-Meyer KG*, vor der in einem unscheinbaren Fahrradständer ein einzelnes Fahrrad abgestellt ist, sowie verloren wirkende Automobile lassen die aus dem Fenster aufgenommene Aufnahme noch skurriler wirken.

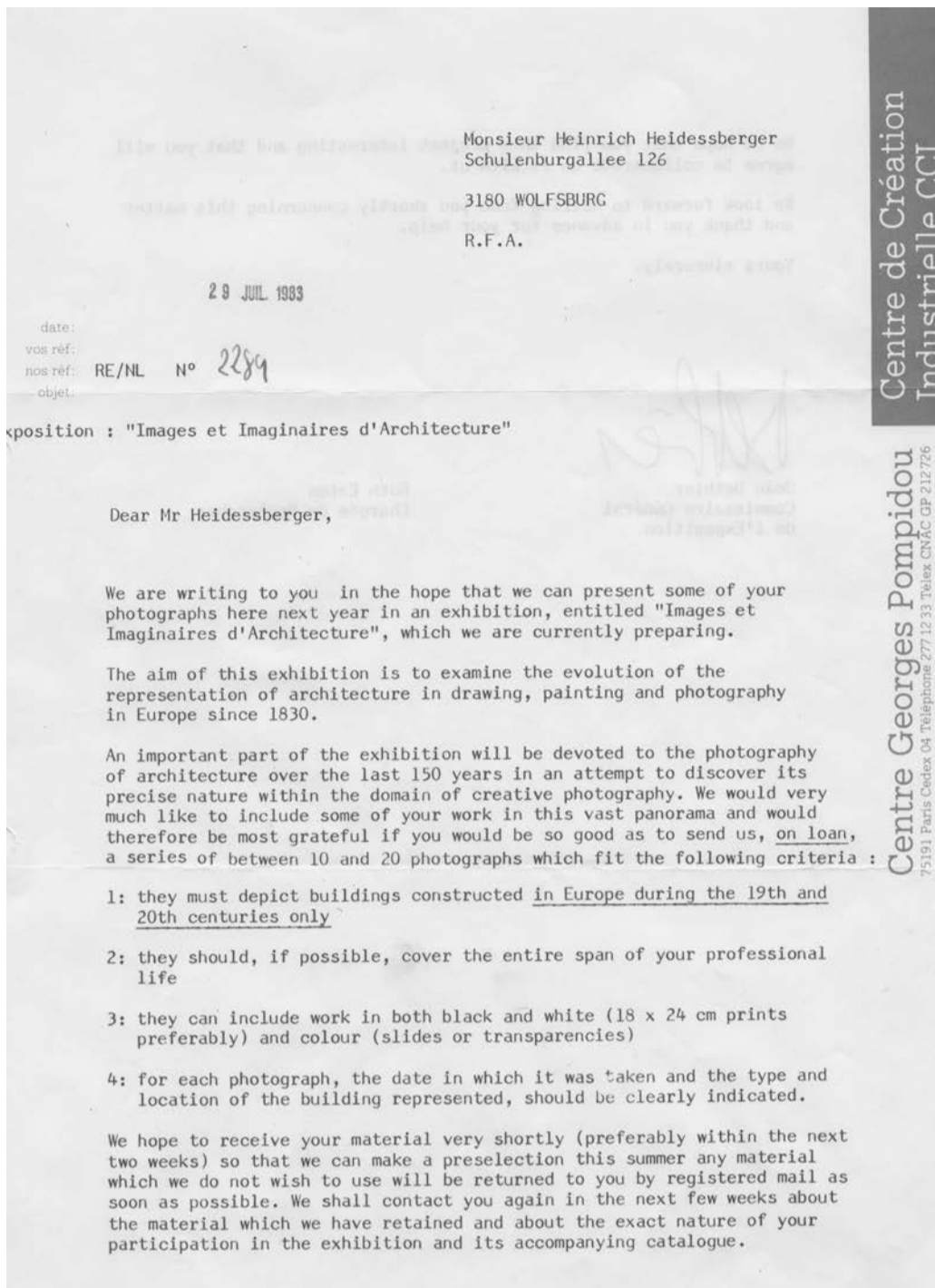
Eine weitere Fotografie dokumentiert indes, dass es so einsam auf dem Fest gar nicht zuzuging: Vor dem *Delphin-Palast* sind einzelne Tische der Außengastronomie dicht besetzt. Davor hat sich eine größere Menschenmenge versammelt, um einem nachge-

rade bunten Treiben beizuwohnen: Eine aus Holz gezimmerte überdimensionale schwarz-weiß-geschleckte Kuh lädt zum Wettmelken ein. Die sich gen Norden öffnende Perspektive gibt den Blick auf eine Handvoll Baustellenfahrzeuge und -wagen frei und offenbart, dass weitere Stände die Passantinnen und Passanten zu locken versuchten. Darunter befand sich natürlich auch der fast schon obligatorische Bratwurststand. Eine dritte Fotografie Conradts, mit der er auf etwas Altvertrautes schwenkte, verortet das Geschehen schließlich unweigerlich in der Volkswagenstadt, lenkt sie doch den Blick auf das die Stadtsilhouette dominierende Kraftwerk des Automobilunter-

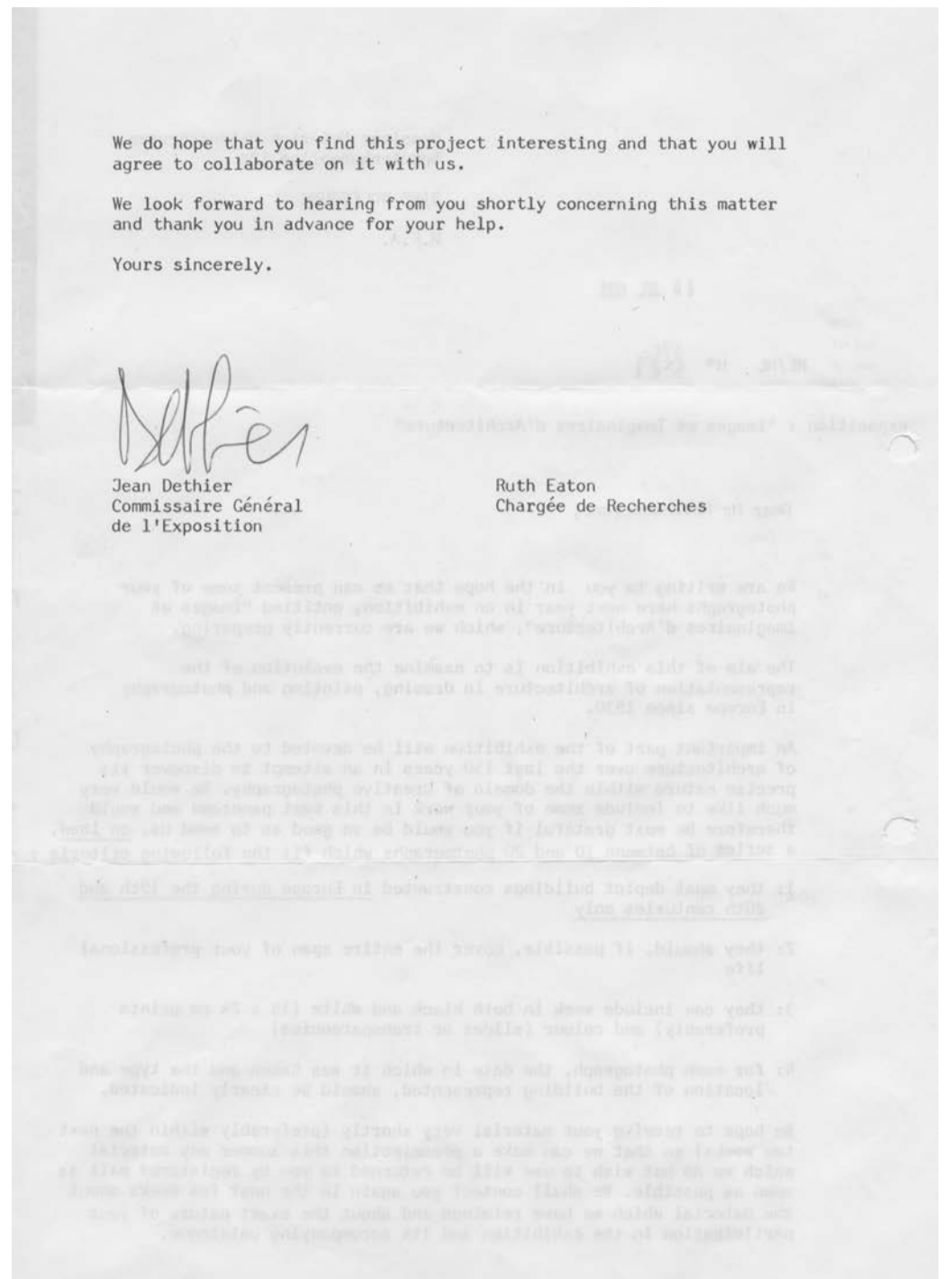
nehmens. Dieses Bild hatte der Fotograf freilich immer vor Augen, wenn er aus seinem Fenster im fünften Stock schaute, nicht aber das Geschehen, das sich nun direkt vor ihm abspielte. Er muss das Treiben für so kurios erachtet haben, dass er es kurzerhand fotografierte.

Anlass des hier durch typische Beispiele der Knipsfotografie festgehaltenen Baustellenfestes war der Abschluss eines weiteren Bauabschnitts der groß angelegten Umgestaltung der vierspurigen Hauptverkehrsader der Stadt in eine Fußgängerzone – eine stadtplanerische Maßnahme, die in jenen Jahren bundesweit en vogue war. Die Stadt am Mittel-

landkanal hing der Entwicklung zwar nach, kompensierte dies jedoch durch eine besondere Ausgestaltung ihrer „Oase der Fußgänger“: Die Maßnahme befreite das neu geschaffene Herz der Innenstadt nicht nur von Abgasen und Verkehrslärm, sondern transformierte die Magistrale nach ihrer Fertigstellung in eine wahre Wasserlandschaft. Von eben dieser ist auf den Fotografien Detlef Conradts jedoch noch nichts zu erahnen. Vielmehr halten sie das Ende der Tiefbauarbeiten und die Vorbereitungen für die nächsten Bauschritte fest – und dies ganz offenbar an einem sonnigen Tag mit, wie die luftige Kleidung der Passantinnen und Passanten verrät, fröhlich-sommerlichen Temperaturen.



Centre de Création Industrielle CCI

Centre Georges Pompidou
75191 Paris Cedex 04 Téléphone 277 12 33 Telex CNRC OP 212 726

AdM 11/2021

Heinrich Heidersbergers Kraftwerk im Centre Pompidou

VON ALEXANDER KRAUS

Im Sommer 1983 flatterte ein Anschreiben des *Centre Pompidou* in das Atelier Heinrich Heidersbergers, das für die künftige internationale Rezeption seiner Fotokunst entscheidend sein sollte. Zwar hatte sich der Fotograf Heidersberger nicht zuletzt mit seinen *Rhythmoogrammen* längst auch im europäischen Ausland einen Namen gemacht – für eines seiner Lichtbilder hatte er bereits 1957 die Silbermedaille der *Triennale di Milano* verliehen bekommen. Doch sollte ihm die in Aussicht gestellte Teilnahme an der vom 8. März bis zum 28. Mai in der französischen Hauptstadt gezeigten Ausstellung „Images et Imaginaires d'Architecture“ neue Türen öffnen. Dass seine 1971 entstandene Aufnahme *Kraftwerk der Volkswagen AG* inzwischen Teil zahlreicher bedeutender musealer Sammlungen beispielsweise in Berlin, Bologna, Linz oder Oslo geworden ist, verdankt Heidersberger letztlich jener Ausstellung. Mit ihr sollte, wie es im Anschreiben heißt, der „Entwicklung der Darstellung von Architektur in Zeichnung, Malerei und Fotografie“ in Europa über die vergangenen 150 Jahre nachgespürt werden.

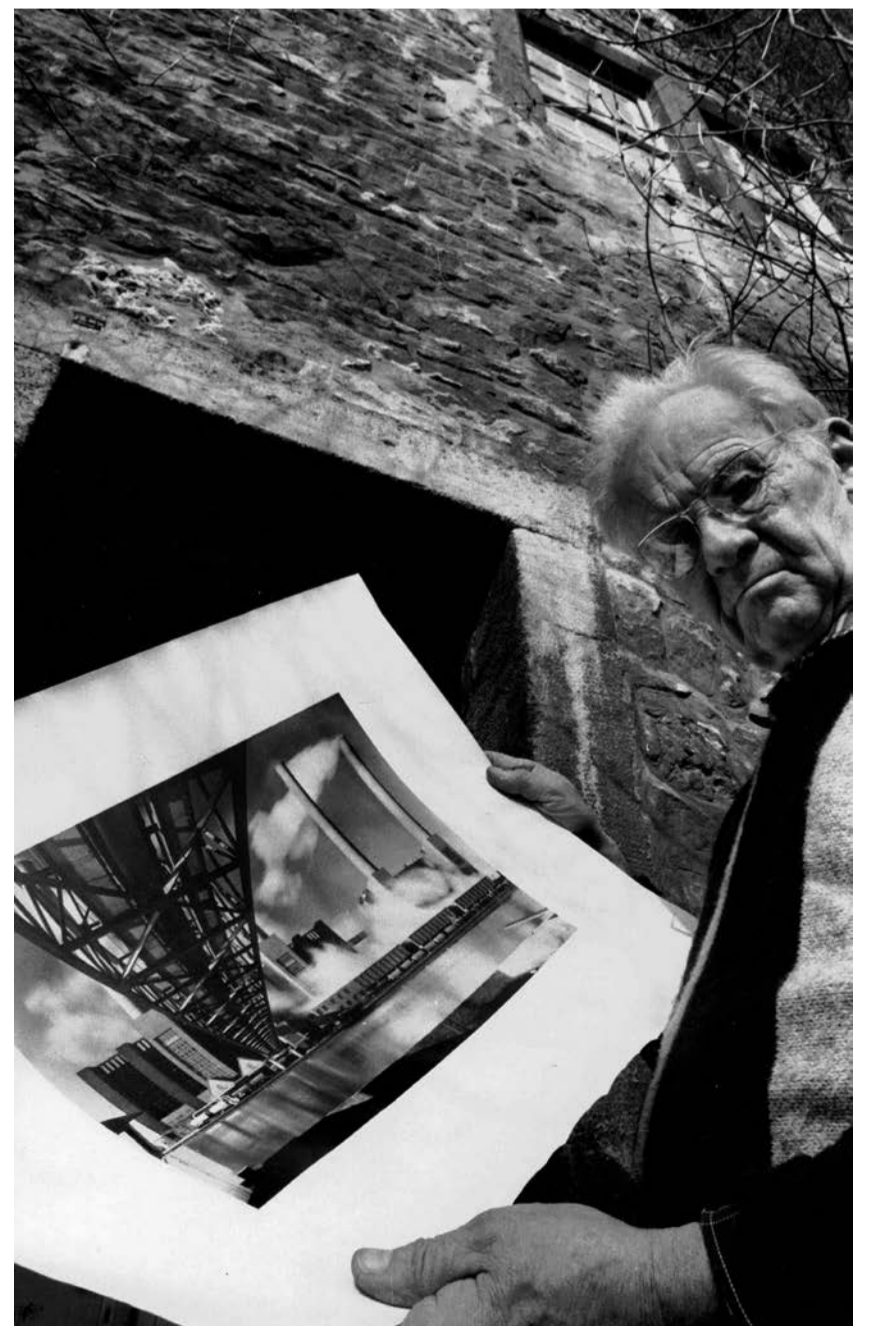
Angefragt hatte ihn seinerzeit der belgische Architekt und Stadtplaner Jean Dethier, Kurator an jenem 1977 eingeweihten Mu-

seum für zeitgenössische Kunst und Kultur, gemeinsam mit der für die Forschung zuständigen Engländerin Ruth Eaton, die sich später als Architekturhistorikerin einen Namen machen sollte. Dethier und Eaton hoben in ihrer auf Englisch verfassten Einladung hervor, welche große Bedeutung gerade die Architekturfotografie in der Ausstellung spielen und dass auch Heidersberger mit einigen seiner Bilder vertreten sein sollte. Daher baten sie den in Wolfsburg wirkenden Fotografen, ihnen eine Auswahl von zehn bis zwanzig Aufnahmen aus seiner bisherigen Schaffenszeit zukommen zu lassen. Sie sollten allesamt allein Gebäude zeigen, die im Europa des 19. oder 20. Jahrhunderts gebaut worden waren. Aus dieser Auswahl durch den Fotografen selbst wollten die beiden Kuratoren dann ihrerseits eine Auswahl treffen.

Aus der weiteren Korrespondenz, die im Nachlass des Fotografen im *Institut Heidersberger* überliefert ist, das sich seit 2002 im Wolfsburger Schloss der wissenschaftlichen wie künstlerischen Auseinandersetzung mit seinem Lebenswerk widmet, geht hervor, dass letztlich neben der bereits erwähnten Fotografie des Kraftwerks aus dem Jahr 1971 das Braunschweiger *Gasometer* (1952), die *Jahrhunderthalle* in Frankfurt am

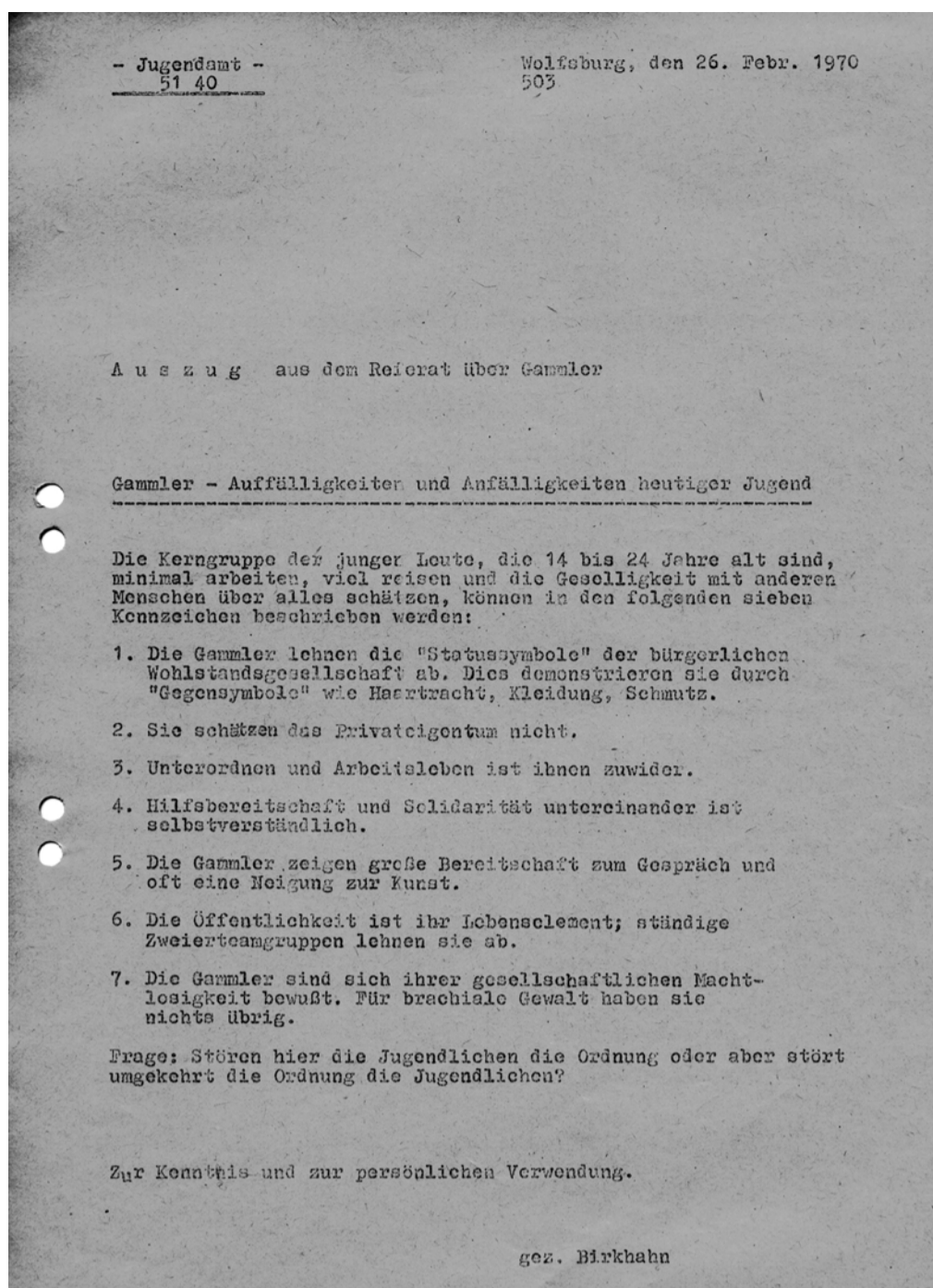
Main (1963) und das *Osramhaus* in München (1966) gezeigt werden sollten, wobei alle Architekturportraits mit Ausnahme der aus Braunschweig auch im Katalog zur Ausstellung abgedruckt wurden. Für die beiden Pariser Kuratoren schien das *Kraftwerk* indes die entscheidende fotografische Position Heidersbergers gewesen zu sein: Während für die drei anderen Aufnahmen Ausstellungsabzüge in einer Größe von 24 × 30 Zentimetern mit einem fünf Zentimeter starken Rand angefragt waren, sollte die Fotografie aus Wolfsburg etwa doppelt so groß und somit im Format 50 × 60 Zentimeter mit entsprechend größerem Weißrand von zehn Zentimetern gezeigt werden.

Dass Heidersberger an der Pariser Schau partizipieren sollte, war den *Wolfsburger Nachrichten* Anlass genug, darüber am 29. Februar 1984 zu berichten. Dafür inszenierte der junge Fotojournalist Joachim „Ali“ Altschaffel den Fotografen mitsamt dem Abzug des Kraftwerks vor dessen Wirkungsstätte im Schloss Wolfsburg, wo er als Teil der Künstlergruppe *Schloßstraße 8* Werkstatt und Labor hatte. Wohl kaum ein Foto vermag die Verbundenheit Heidersbergers mit jener Stadt, in der er seit 1961 wirkte und deren Ehrenbürger er 2003 wurde, mehr zu verdeutlichen.



Oben: Schreiben von Jean Dethier und Ruth Eaton an Heinrich Heidersberger, 29. Juli 1984; *Institut Heidersberger*

Unten: Heinrich Heidersberger mit einem Abzug von *Kraftwerk der Volkswagen AG* (1971) vor dem Wolfsburger Schloss; Foto: Joachim „Ali“ Altschaffel



Quelle: StadtAWOB, HA 4345

AdM12/2021

„Gammler“ in Wolfsburg?

VON ALEKSANDAR NEDELKOVSKI

„Wenn ihr nicht bald verschwindet, dann nehme ich die Schere und schneide euch die Haare ab. Früher hat man so was verbrannt!“, geifert ein Mann mit Hut in die Fernsehkamera. Die Menge grölt. Berlin 1966. Auch in München und anderen Städten der Bonner Republik echauffierten sich erwachsene Menschen über die öffentlich zur Schau gestellte jugendliche Devianz in Form von langen Haaren und provokativem Nichtstun im öffentlichen Raum, im Volksmund auch „gammeln“ genannt. Was in den 1950er Jahren die „Halbstarke“, waren quer durch die Bundesrepublik der „Wirtschaftswunderjahre“ die „Gammler“. Die Archivalie des Monats Dezember zeigt, dass jenes vermeintliche Phänomen mit einer leichten zeitlichen Verzögerung Ende der 1960er Jahre auch die Wolfsburger Stadtverwaltung erreichte. Zu jener Zeit hatte das „Gammler“-Phänomen längst seinen Zenit überschritten.¹ In der Stadt am Mittellandkanal aber, so hat es den Anschein, schien es nun virulent zu werden.

In einem internen Schreiben des Jugendamtes vom 26. Februar 1970 sind Auszüge aus einem Referat über „Gammler“ zusammengefasst. Als Referent hatte der städtische Jugendforscher Birkhahn drei Tage zuvor in den Räumlichkeiten der Jugendpflege im Kulturzentrum gesprochen. Sein Vortrag zur Situation der „Gammler“ in Wolfsburg war

mit „Gammler – Auffälligkeiten und Anfälligkeiten heutiger Jugend“ überschrieben. Birkhahn nahm in seinen Ausführungen Jugendliche im Alter von 14 bis 24 Jahren in den Blick, „die minimal arbeiten, viel reisen und die Geselligkeiten mit anderen Menschen über alles schätzen“. Ihm zufolge konnten sie anhand von sieben Merkmalen identifiziert werden. Bemerkenswert ist, dass das Niedersächsische Innenministerium bereits Mitte der 1960er Jahre eine solche Attributliste zur Identifikation von „Gammeln“ erstellt hatte: Diese seien „zumeist unter 25, Jungen wie Mädchen, vielfach geistig aufgeschlossen, oft gutsituierte Eltern, gruppenweise auftretend, teils politisch engagiert, gesellschaftliche Wiedereingliederung nach Reifeprozess wahrscheinlich“.²

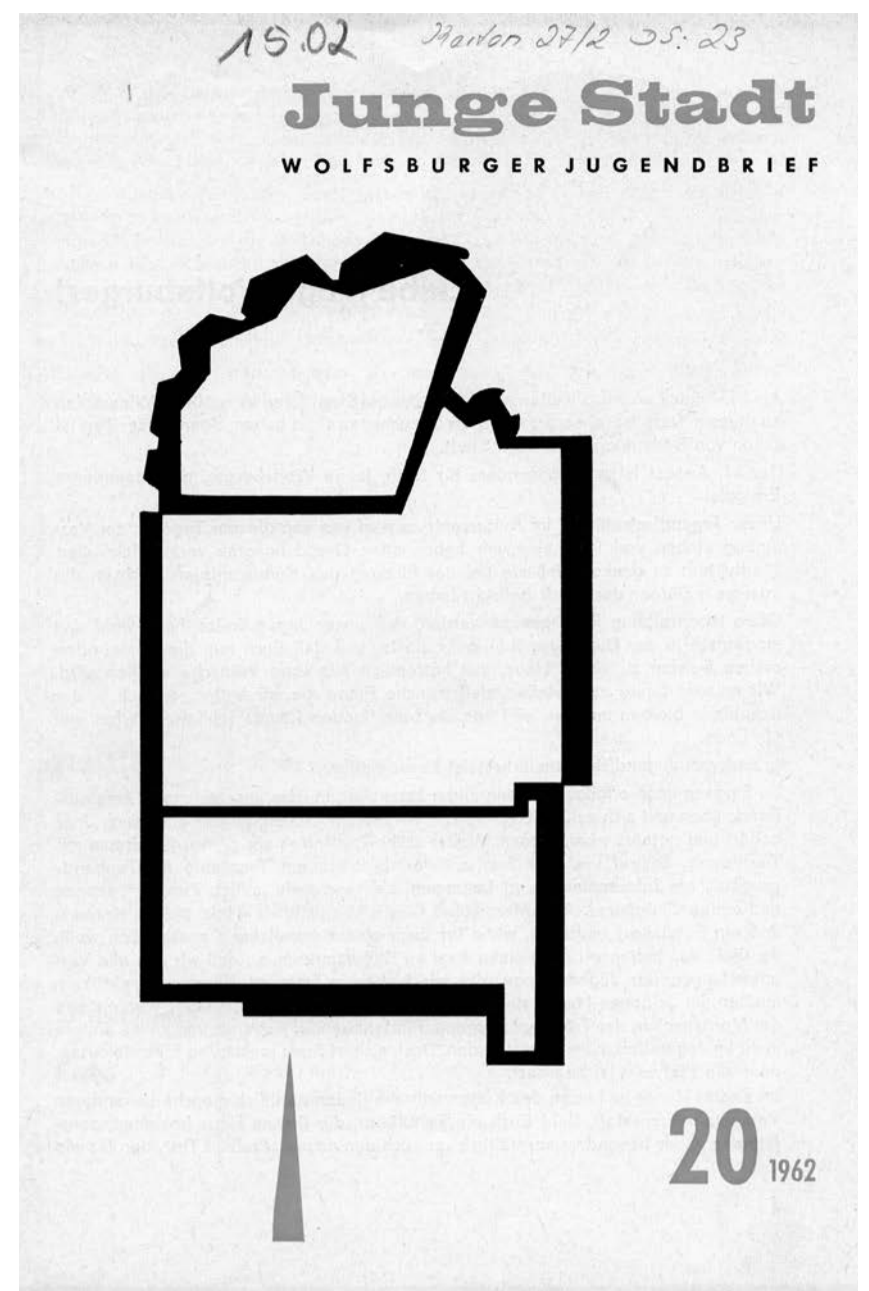
Auch Birkhahn konstatiert, dass „Gammler“ die „bürgerliche Wohlstandsgesellschaft“ ablehnen würden. Sichtbares Merkmal dieser Ablehnung sei ihr nonkonformes Erscheinungsbild. Der zur Schau getragenen Geringschätzung des Privateigentums stehe allerdings das Interesse an Kunst entgegen. Auch die Anwendung von Gewalt zur Erreichung ideologischer Ziele läge den gammeln Jugendlichen Birkhahn zufolge fern, es gehe diesen letztendlich um Müßiggang. „Die Gammler sind sich ihrer gesellschaftlichen Machtlo-

sigkeit bewusst. Für brachiale Gewalt haben sie nichts übrig“, stellt Birkhahn fest. Die Harmlosigkeit der Jugendlichen war offensichtlich. So schließt das Schreiben mit der grundsätzlichen Frage: „Stören hier die Jugendlichen die Ordnung oder aber stört umgekehrt die Ordnung die Jugendlichen?“

Die Auseinandersetzung innerhalb der Stadtverwaltung über die „Gammler“ wirft allerdings Fragen auf, da sich weder in den Verwaltungsakten noch in der hiesigen Presse Hinweise auf die Störung des „öffentlichen Friedens“ durch ebendiese finden lassen. Es kann daher nur spekuliert werden, warum eine praktisch nicht mehr existente Subkultur 1969/70 innerhalb der Verwaltung zum Thema wurde. Denn faktisch löste sich das „Gammler“-Phänomen seit 1967 selbst auf; die Jugendlichen gingen in die APO, die Hippie- oder Studentenbewegung über. So kann vermutet werden, dass innerhalb der Verwaltung die Ausdrucksformen jugendlichen Protests nicht richtig definiert waren.

1 Walter Hollstein, „Die Gammler“, online abrufbar unter <http://www.rock-archiv.infopartisan.net/texte/text005.html> [19.12.2021].

2 Michael Sontheimer/Peter Wensierski, „Als die Polizei ‚Gammler‘ jagte“, online abrufbar unter <https://www.spiegel.de/geschichte/berlin-in-den-1960ern-als-die-polizei-gammler-an-der-gedaechtniskirche-jagte-a-1196555.html> [20.12.2021].

Cover Junge Stadt, Nr. 20, 1962
Gestaltung: Hans-Werner Kalkmann

AdM 1/2022

„[...] dazu beitragen, aus jungen Wolfsburgern Staatsbürger werden zu lassen“

Demokratie und Geschlecht im Wolfsburger Jugendparlament

VON ALEXANDER BUERSTEDDE

Wer als heranwachsende Wolfsburgerin noch keine Pläne für den Abend des 4. September 1962 hatte, musste ihn nicht zwingend allein oder mit der Familie zu Hause verbringen. Denn in der zwanzigsten Ausgabe des Wolfsburger Jugendbriefs *Junge Stadt*, der vom Stadtjugendpfleger der Kommune herausgegeben wurde, waren für diesen Termin gleich zwei Veranstaltungen im Jugendfreizeitheim des Kulturzentrums der niedersächsischen Stadt am Mittellandkanal angekündigt. Zur Auswahl stand zum einen der Auftakt des von Bärbel Kröger geleiteten Workshops „Anleitung zur Haut- und Körperpflege: Das ‚Make-up‘ für Dich“, der ab 20 Uhr starten und bis in den Oktober hinein immer wieder dienstags stattfinden sollte.¹ Zeitgleich stand zum anderen die Eröffnungsveranstaltung des Wolfsburger Jugendparlaments auf dem Programm, dessen Konzeption gleich auf anderthalb Seiten der kostenlosen Broschüre dargelegt wurde.

Und dies mit gutem Grund, schließlich sollte dieses neue Format doch zu nichts weniger dienen, als „dazu bei[zu]tragen, aus jungen Wolfsburgern Staatsbürger werden zu lassen“, wie es

der Verfasser des Textes, Walter E. Lellek, im Namen des *Rings Politischer Jugend*, des Stadtjugendpflegers und der Volkshochschule ankündigte.² Denn, so führte der Politologe und Unionspolitiker in unserer Archivalie des Monats Januar aus, nicht nur sei das Parlament ein „Gründerfordernis der Demokratie“ in der Moderne, sondern habe auch noch eine weitere „wichtige Aufgabe, die vielfach nicht genügend beachtet wird: es ist die Ausbildungs- und Bewährungsstätte für Staatsmänner“. Damit das geplante Wolfsburger Jugendparlament ebenso Weg und Ziel zugleich sein könne, war zwar auch der Besuch des Wolfsburger Rates und anderer Parlamente vorgesehen, zudem sollte „in Referaten und Vorträgen das theoretische Rüstzeug vermittelt werden“. Dennoch, so versicherte Lellek seinen jungen Leserinnen und Lesern, drohe allen Interessierten „kein ‚Klippschulbetrieb‘“. Stattdessen gelte es, „sich in der praktischen Arbeit eines Parlaments zu üben“, wobei die „[d]emocracy by discussion – Demokratie durch Diskussion, wie es die Engländer nennen“ besonderen Stellenwert einnehmen werde. Hierzu seien „alle jungen

Das Wolfsburger

Jugendparlament

Demokratie will gelernt sein

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundesstaat.

Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird vom Volke in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt.

Die Gesetzgebung ist an die verfassungsmäßige Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung sind an Gesetz und Recht gebunden.

(Artikel 20, Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland)

Demokratie bedeutet wörtlich „Volksherrschaft“. Diese Übersetzung des griechischen Wortes enthält die Vorstellung von der Herrschaft des Volkes. Die griechische Demokratie war eine „unmittelbare“ Demokratie, in der die Masse der Vollbürger direkt regierte. Die moderne Demokratie hat fast stets den Charakter einer mittelbaren oder Repräsentativdemokratie. Die aus Wahlen hervorgegangenen Volksvertreter nehmen für den Bürger die Regierungsgeschäfte wahr; das geschieht im Parlament, „dem Ort, wo gesprochen wird“. Das Parlament ist ein Grunderfordernis der Demokratie. Ihm gebührt insbesondere das Recht der Gesetzgebung, das Budgetrecht, sowie das Kontroll- und Interpellationsrecht.

Darüber hinaus erfüllt das Parlament jedoch noch eine wichtige Aufgabe, die vielfach nicht genügend beachtet wird: es ist die Ausbildungs- und Bewährungsstätte für Staatsmänner.

Nun wäre es vermessen, zu behaupten, das Wolfsburger Jugendparlament wolle Staatsmänner ausbilden. Es will aber dazu beitragen, aus jungen Wolfsburgern Staatsbürger werden zu lassen.

Die Idee, ein Jugendparlament ins Leben zu rufen, tauchte bereits vor Jahren in den Reihen des „Ringes Politischer Jugend“ auf. Nun soll der erste Schritt getan werden: Ein Arbeitskreis, der sich einmal wöchentlich im Jugendfreizeitheim im Kulturzentrum trifft, um sich in der praktischen Arbeit eines Parlamentes zu üben. Die Teilnehmer werden Gelegenheit haben, in drei Fraktionen alle Funktionen eines Abgeordneten kennenzulernen: Fraktionssitzungen, Ausschußberatungen, Debatten im Plenum. „Democracy by discussion“ — Demokratie durch Diskussion, wie es die Engländer nennen; getreu diesem Grundsatz sollen alle Fragen — ganz gleich, ob es sich um Kommunal-, Landes-, Bundes- oder internationale Politik handelt — eingehend und

11

offen diskutiert werden. Vielleicht wird es uns sogar gelingen, einigen „erfahrenen“ Volksvertretern zu zeigen, wie eine sachliche Arbeit in einem Parlament aussehen müßte. Wir wollen uns dabei nicht scheuen, gelegentlich auch die Arbeit unseres eigenen Stadtparlamentes, des Rates, unter die Lupe zu nehmen. Die Teilnahme an einer Ratssitzung wird uns sicherlich einigen Stoff dazu liefern. Aber wir wollen es nicht bei der örtlichen Ebene bewenden lassen: Besuche zum Kreis-, Land- und Bundestag, sowie zum Europaparlament sollen uns mit der Arbeit dieser Gremien vertraut machen.

Daneben wird uns in Referaten und Vorträgen das theoretische Rüstzeug vermittelt werden, denn leider geht es auch hierbei nicht ganz ohne Theorie. Aber keine Angst, es wird bestimmt kein „Klippschulbetrieb“, die großen Redner werden sicher auf ihre Kosten kommen. Und wer es noch nicht kann, der lernt es im Übungsparlament. Da nun einmal jedes Unterfangen auf ein Ziel ausgerichtet sein sollte, haben auch wir uns eins gesetzt: Das eigentliche Jugendparlament, das einmal nach dem Vorbild ähnlicher Institutionen in anderen Städten auch in Wolfsburg die Funktion eines „Rates im Taschenformat“ ausüben soll.

An dem Arbeitskreis können alle jungen Wolfsburger vom 16. bis zum 25. Lebensjahr teilnehmen, wobei auch die älteren „junggebliebenen“ Bürger zum Mitmachen aufgerufen sind. Auch wer nicht die Ambition hat, Bundestagsabgeordneter zu werden, sollte sich daran beteiligen. Demokratie ist für alle da, sie will aber gelernt sein. Die erste Zusammenkunft findet statt am **Dienstag, dem 4. September 1962, 20 Uhr** im Kulturzentrum.

Dazu laden ein

RING POLITISCHER JUGEND

STADTJUGENDPFLEGER

VOLKSHOCHSCHULE

Walter E. Lellek

Herausgeber

Stadt Wolfsburg - Stadtjugendpfleger
„Junge Stadt“ wird kostenlos abgegeben. Die namentlich gezeichneten Beiträge stellen nicht unbedingt die Meinung der Schriftleitung dar.

Druck

Niedersachsen-Druck Günter Hempel, Wolfsburg

12

Junge Stadt, Nr. 20, 1962

Wolfsburger vom 16. bis zum 25. Lebensjahr“ eingeladen, denn „Demokratie ist für alle da, sie will aber gelernt sein“.

Offenkundig stieß dieses Angebot, dessen Idee zuerst im November 1960 von der sozialdemokratischen Ratsherrin Elisabeth Hesse in den Jugendwohlfahrtsausschuss eingebracht

freizeitheim als problematisch erachtet wurde, registrierte die Presse unter den 80 Anwesenden einen auffällig hohen weiblichen Anteil.⁴ Die Jugendparlamentarierinnen waren Teil einer unerwarteten Entwicklung, die das Wolfsburger Jugendparlament in den nächsten viereinhalb Jahren nehmen sollte.

schickte Geschäftsordnungspolitik vom Einfluss des beratenden Kuratoriums zu befreien, in dem neben Lellek auch Stadtjugendpfleger Joachim Schöps und der Jugendreferent der Volkshochschule, Heinrich Bode, vertreten waren, wurde die so gewonnene neue Bewegungsfreiheit später dazu genutzt, um im Jahr 1963 eine nüchterne Konkurrenzveranstaltung zur pathosgeladenen Gedenkfeier am 17. Juni ins Leben zu rufen. Unterstützt durch eine wohlwollende Berichterstattung in den Wolfsburger Medien etablierte sich das Jugendparlament in den kommenden Jahren als Repräsentant einer politisierten und kritischen Avantgarde.⁵

So erfolgreich das Wolfsburger Jugendparlament auch agierte, so wenig kann in der Rückschau darüber hinweggesehen werden, wie sehr sich das personelle Fundament des Organs über die Zeit zusehends verengte. Waren Lelleks Aufruf in der *Jungen Stadt* am 4. September 1962 nicht nur viele Mädchen und junge Frauen, sondern auch eine große Zahl schon berufstätiger Heranwachsender ins Kulturzentrum gefolgt, übernahmen im Laufe der Zeit vor allem die Gymnasiasten des Theodor-Heuss-Gymnasiums das Ruder.⁶ Zwar waren zwischen 1963 und 1965 immer wieder auch Wolfsburgerinnen aus den Reihen der Jungparlamentarierinnen und -parlamentarier ins Präsidium gewählt worden, doch ab 1966 bis zum Ende der Institution blieben die Wolfsburger im Spitzengremium des Jugendparlamentes unter sich.⁷

Die personelle Schrumpfung hatte Konsequenzen. Noch am 31. Januar 1967 hatte das Wolfsburger Jugendparlament mit großem Pomp und unter Berichterstattung des *Norddeutschen Rundfunks* seine 100. Plenarsitzung gefeiert, um dann doch im Laufe der folgenden Monate klammheimlich begraben zu werden. Der zwischenzeitliche Erfolg des Wolfsburger Jugendparlamentes zeigt aber, wie sehr Lelleks Einladung im September 1962 nicht nur einen Nerv unter den Jugendlichen Wolfsburgs getroffen hatte, sondern sich dessen Geschichte als Teil der bundesrepublikanischen „Suche nach einer demokratischen Gesellschaft“ in den 1960er Jahren einordnen lässt.⁸ Ganz entgegen der ursprünglichen Konzeption schlugen die jungen Wolfsburgerinnen und Wolfsburger im Kulturzentrum bald eigene Wege ein, sodass der demokratische Lernprozess zusehends auf Augenhöhe geführt wurde. Dass die Institution trotz ihres im bundesdeutschen Vergleich langen Fortbestehens nicht überdauern sollte, verweist wiederum darauf, dass Foren und Orte der

Demokratie und die Wege zur Partizipation immer wieder neu ausgehandelt und gelernt werden wollen.

1 Siehe Abschnitt Arbeitskreise in: Junge Stadt. Wolfsburg Jugendbrief (1962), H. 20, S. 10.

2 Hier und im Folgenden Walter E. Lellek, „Das Wolfsburger Jugendparlament“, in: ebd., S. 11f.; zu Lellek siehe Barbara Simon (Rd.), Abgeordnete in Niedersachsen, 1946–1994. Hannover 1996, 233f.

3 Siehe dazu StadtA WOB, Jugendwohlfahrtsausschuss, Wahlperiode 19.4.1959 bis 18.3.1961, Niederschrift über die 10. Sitzung des Jugendwohlfahrtsausschusses am Freitag, dem 4.11.1960, S. 6.

4 Zur strukturellen Exklusion von Frauen in der deutschen Nachkriegsdemokratie siehe Kirsten Heinsohn, „Gruppenbild ohne Dame. Demokratie in der frühen Bundesrepublik“, in: Vierteljahrshefte zur Zeitgeschichte, Jg. 69 (2021), H. 4, S. 679–687.

5 Siehe dazu Alexander Buerstedde, Aufbruch aus der Retorte? Der bundesrepublikanische Jugendparlamentarismus der ‚langen‘ 1960er Jahre zwischen Reform und Revolte. Göttingen 2019, S. 83–99.

6 Ebd., S. 104.

7 Ebd., S. 102f.

8 Moritz Scheibe, „Auf der Suche nach der demokratischen Gesellschaft“, in: Ulrich Herbert (Hg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980. 2. Aufl. Göttingen 2003 [2002], S. 245–277; mit besonderem Schwerpunkt auf Wolfsburg seit der Nachkriegszeit jüngst Alexander Kraus, Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschaftswunderzeit. Göttingen 2021.

„Demokratie ist für alle da, sie will aber gelernt sein“

worden war,³ auf viel Gegenliebe der jungen Wolfsburger – und der jungen Wolfsburgerinnen. Denn obwohl Lellek in seiner Einladungsschrift ausdrücklich nicht nur von der Erziehung zu Staatsbürgern, sondern auch der Formung von „Staatsmänner[n]“ sprach, das Feld der Politik damit zu einem rein männlichen machte, und zeitgleich zur Eröffnung des Jugendparlamentes eine Veranstaltung angeboten wurde, die sich gezielt an Mädchen und junge Frauen richtete, ohne dass dies seitens der Leitung des Jugend-

Denn obwohl Lellek in seinem Ankündigungstext lediglich von einem „Übungsparlament“ sprach, das vielleicht einmal „die Funktion eines ‚Rates im Taschenformat‘“ einnehmen könne, gelang es den dort Aktiven ihr Parlament binnen weniger Monate von einem Ort demokratischer Trockenübungen zu einem Organ umzubauen, das als Sprachrohr der Jugend der sogenannten Volkswagenstadt wahrgenommen wurde. Während gerade die Anfangszeit noch davon geprägt war, sich durch ge-



Hass in den sozialen Medien

Antisemitismus im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie

VON LUISA TERESA GEDENK

Sehr geehrtes Publikum, ich möchte ehrlich mit Ihnen sein und gebe zu, mich während meiner wochenlangen Recherche des Öfteren gefragt zu haben, an welcher Stelle mein Bezug zu diesem Thema ist. Juden und jüdisches Leben in Deutschland, besonders in Bezug auf Antisemitismus, finden in meinem Alltag, in meiner sogenannten Bubble, als nicht-jüdische Frau kaum statt. Und genau das ist das Problem, mit dem sich viele Nicht-Juden bei der Debatte um Gedenken und aktives Engagement gegen den Antisemitismus konfrontiert sehen. Inwiefern haben wir überhaupt etwas damit zu tun?

Der Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus gibt hierfür eine direkte Antwort. Wir sind heute zusammengekommen, um anlässlich des Holocaust-Gedenktages an die zahlreichen Opfer zu erinnern und ihre schrecklichen Schicksale nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Wir gedenken ihrer, damit ein solches Verbrechen nie wieder passieren kann. Tatsächlich reicht das aber leider nicht aus, weil antisemitische Gewaltverbrechen immer noch begangen werden, ihre Anzahl in Deutschland de facto sogar zunimmt. Laut dem Statistik-Portal *statista* wurden 2020, trotz Pandemie, 2.351 antisemitische Delikte mit politisch motivierter Kriminalität polizeilich erfasst – das sind über 16 Prozent mehr als im Vorjahr.

Da Statistiken allein oft nicht auf emotionaler Ebene wirken, möchte ich Ihnen ein konkretes Beispiel geben. Im Zuge der Corona-Demonstrationen haben sich vermehrt Menschen einen gelben Stern, den so genannten Judenstern und damit ein Symbol der Diskriminierung, Verfolgung

und Ermordung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten, angeheftet – nun aber um die Aufschrift „ungeimpft“ ergänzt. In einer Demokratie ist es natürlich legitim von seinem Demonstrationsrecht Gebrauch zu machen, aber die solcherart erfolgte Relativierung des Holocausts ist eine nicht hinnehmbare Grenzüberschreitung. Die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Kassel, Ilana Katz, hat es treffend auf den Punkt gebracht: „Es geht nicht darum, freie Meinungsäußerung zu verbieten. Es geht darum, die eigenen Positionen nicht auf dem Rücken von Opfern auszutragen.“ Wir sind in Deutschland nicht die Opfer einer Diktatur. Keiner der Demonstranten muss um sein Leben fürchten, weil er seine Meinung offen kundtut. Daher ist es anmaßend überhaupt nur zu denken, man befände sich in der gleichen Situation wie die Juden im nationalsozialistischen Deutschland.

Heutzutage ist die Mehrheit der Gesellschaft glücklicherweise der Auffassung, dass die Shoah nie wieder passieren darf. Demgegenüber stehen zahlreiche Userinnen und User in den sozialen Medien, die weiterhin antisemitische Verschwörungstheorien verbreiten und sich untereinander radikalalisieren. Die gegen die Corona-Restriktionen gerichteten Demonstrationen mit dem gelben Stern sind ein aktuelles Beispiel dafür.

In unserer Gesellschaft nehmen die sozialen Medien mittlerweile einen bedeutenden Platz ein, da sie jedem die Freiheit geben, sich einer großen Öffentlichkeit mitzuteilen. Anders als die einst dominanten Medien Radio, Fernsehen und Zeitung kann an ihnen jeder mitwirken, der die jewei-

ligen Plattformen für sich nutzt. Neben guten Beiträgen können dabei auch ungefiltert Hassnachrichten und Falschnachrichten verbreitet werden; an den Pressekodex müssen sich die Internet-User schließlich nicht halten. Der britische Komiker und Schauspieler Sacha Baron Cohen nennt die sozialen Medien aus diesem Grund die „größte Propagandamaschine der Welt“.

Dass wir alles teilen können und die verbreiteten Botschaften einer großen Masse zugänglich sind, ist vorteilhaft und fatal zugleich. Viele der rechten Akteurinnen und Akteure im Netz bemühen sich nur noch darum, ihre Geschichten möglichst polarisierend zu gestalten und nehmen es dabei mit der Wahrheit nicht ganz so genau. Da negative Nachrichten mehr Aufmerksamkeit erregen, bedienen sich die Beiträge oft der Angst der Menschen und konstruieren unsichere Ausnahmezustände, die die Leserinnen und Leser emotional so aufwühlen sollen, dass jeglicher Zweifel in den Hintergrund rückt. Das Gerede von den vermeintlich unsicheren Zuständen erzeugt dabei erst die wirklich unsicheren Zustände. Die Userinnen und User begeben sich dadurch meist selbst in eine Opferrolle, um ihre Handlungen zu legitimieren. In letzter Konsequenz bedeutet das auch die Legitimation von Gewalt.

Die Funktionsweise der sozialen Medien stellt ein großes Problem dar: Sie sind von ihrer Programmierung her eine Gefahr für unseren sozialen Frieden und unsere Demokratie. Durch Likes merken sich Algorithmen, was wir für Inhalte konsumieren und zeigen uns mehr oder ausschließlich weitere dieser Sorte. Sie steuern somit die Wahrnehmung der Use-

rinnen und User und überfluten sie mit einseitigen Informationen, wodurch es, ist man einmal im falschen Algorithmus gelandet, zu einer Dauerbeschallung von Unwahrheiten kommen kann. Die konstante Wiederholung lenkt hierbei die Aufmerksamkeit ständig auf einen bestimmten Content. Die Inhalte wirken nach einiger Zeit vertrauter und plausibler. Die langfristige Bewusstseins- und Meinungsmanipulation durch Fake Facts ist im Netz im Grunde ziemlich simpel, zumal die richtigen wissenschaftlichen Fakten in den sozialen Medien oft gar nicht erst anerkannt werden; die Wahrheit wird als Frage nach der subjektiven Meinung empfunden, man sucht sich einfach die passende Information heraus. Je mehr diese Meinungen (oder Lügen) einen Gegensatz zur Wahrheit bilden, desto glaubwürdiger werden sie; was nicht zur Lüge passt, wird diskreditiert. Wenn jeder seine eigene Meinung und Weltanschauung als Maßstab für die Überprüfung von Fakten nimmt, entstehen unterschiedliche Versionen und Grundannahmen der Realität. So werden in der aktuellen Pandemie auch Jüdinnen und Juden wieder als Sündenbock benutzt und für den Ausbruch und die Verbreitung des Corona-Virus verantwortlich gemacht.

Was können wir jetzt dagegen tun? Was kann insbesondere meine Generation dagegen tun?

Junge Menschen wie ich können als Teil der Generation der Digital Natives in den sozialen Medien eine Gegenbewegung gegen genau solche Foren bilden, und sei es nur durch das Melden von antisemitischen oder rassistischen Kommentaren. Hier zählt jeder noch so kleine Schritt, aber der wichtigste ist, um mit Felix

Klein, dem Antisemitismusbeauftragten der Bundesregierung, zu sprechen: „Die Gleichgültigkeit ist unser größter Feind. Wir brauchen eine wachsame, wehrhafte, mutige Zivilgesellschaft.“

Es ist schließlich nicht die alleinige Pflicht der Jüdinnen und Juden zu erinnern und zu mahnen, sondern unser aller Pflicht. Gerade wir Nicht-Juden sollten unsere Privilegien nutzen und unsere Stimme gegen Antisemiten erheben. Damit kommen wir zum nächsten Lösungsansatz: sich seiner Privilegien bewusstwerden und deshalb als Verbündeter zu fungieren. Das bedeutet zu realisieren, in welcher Art und Weise Menschen diskriminiert werden und die eigenen Privilegien für andere mit zu nutzen, statt sie als Selbstverständlichkeit anzusehen. Das bedeutet ferner aus der Bubble herauszukommen und sich aktiv zu engagieren und einzusetzen. Das bedeutet nicht zuletzt auch, sich kontinuierlich zu fragen, ob man genug oder überhaupt etwas tut.

Luisa Teresa Gedenk absolviert zurzeit ein Freiwilliges Soziales Jahr Kultur im Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation. Der vorliegende Text basiert auf ihrer Rede, die sie im Rahmen der Holocaust-Gedenkveranstaltung im Hallenbad Wolfsburg am 24. Januar 2022 und im Rahmen ihres FSJ-Projektes mit den Kultur- und Politikfreiwilligen Ben Binder (Kulturpunkt West Braunschweig), Celina Franzke (Tanzendes Theater Wolfsburg), Jan de Vries (SPD-Ratsfraktion Hannover) und Rieke Bruns (Konrad-Adenauer-Stiftung Weser-Ems) am 27. Januar 2022 gehalten hat. Beide Versionen der Rede sind auf dem YouTube-Kanal der Stadt Wolfsburg abrufbar.

„Wie endet die 6. Stunde?“

Rede zum Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus –

Gedanken zur Rolle von Schule im Kampf gegen Diskriminierung und Intoleranz

VON ILINA DELENN OSTEN

Schule – auch dort findet die Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit statt. Aber wie nachhaltig und effektiv? Begleiten Sie mich während eines Schultags, der dies beispielhaft abbilden soll.

1. Stunde, 7.40 Uhr: Erste Berührung mit der Geschichte

„Nun blättern mal alle ihre Seite 56 auf, lesen sich den Text durch und erstellen einen Zeitstrahl!“ Diese oder ähnliche Aufforderungen hat bestimmt jeder schon einmal im Geschichtsunterricht gehört. Man schlägt die genannte Seite auf, redet ein bisschen mit seinem Sitznachbarn und an einem guten Tag macht man sogar die Aufgabe.

2. Stunde, 8.30 Uhr: Versuch ein Problembewusstsein zu schaffen

Das geht so lange, bis irgendwann in der 10. Klasse langsam das Thema Nationalsozialismus auf den Lehrplan rückt. Es wird ernster, wichtiger und vielleicht auch gesitteter?

Große Pause: Die große Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Nun, es kommt leider nicht selten vor, dass man über das Schulgelände läuft und aus irgendeiner Richtung die Worte hört: „Ey, du Untermensch, ey, was siehst du so schwul aus? Dich müsste man...“ Und ab diesem Moment weiß man eigentlich schon, irgendwas läuft scheinbar schief. Doch was genau?

3. Stunde: Da läuft etwas schief

Ich musste leider schon oft solche

Sprüche hören, egal ob sie gegen mich, Freunde oder wildfremde Personen gerichtet waren. Um dieser Verharmlosung nationalsozialistischer Ideologie oder gar Sympathie für sie entgegenzuwirken, würde sich der Geschichtsunterricht doch anbieten. Doch sagen Sie mir, meine Damen und Herren, wie soll jemand, der bisher so geprägt wurde, dass er in aller Öffentlichkeit solche Aussagen tätigt, mit Hilfe einer Zeitleiste sensibilisiert werden? Wie soll man Empathie bei jenen wecken, die „aus Spaß“ Hakenkreuze in die Tische ritzen, wenn man nicht im Unterrichtsgespräch darauf eingeht, warum die Nazi-Ideologie so menschenfeindlich und falsch ist? Natürlich wissen dies die meisten, doch eine Runde über deutsche Schulhöfe, ob Stadt oder Land, Ost oder West, kann ausreichen, um die Relevanz solch wichtiger Unterrichtsaspekte zu erkennen.

4. Stunde: Lösungsansatz

Schlüsselwörter sind für mich *Empathie* und *Enttarnung*. Die Schülerinnen und Schüler müssen im Hinblick auf das Schicksal anderer und ein tolerantes Miteinander sensibilisiert werden. Außerdem benötigen sie Handwerkszeug, wie man ideologischen Nonsense hinterfragt, aufdeckt und anderen dieses fehlerhafte Menschen- und Weltbild aufzeigt. Würde davon mehr in den regulären Unterricht rutschen, so würde durchaus viel mehr Sensibilisierung stattfinden und – wer weiß? –, vielleicht auch

künftig eine etwas tolerantere Generation entstehen.

5. Stunde: Machen wir es uns nicht bequem!

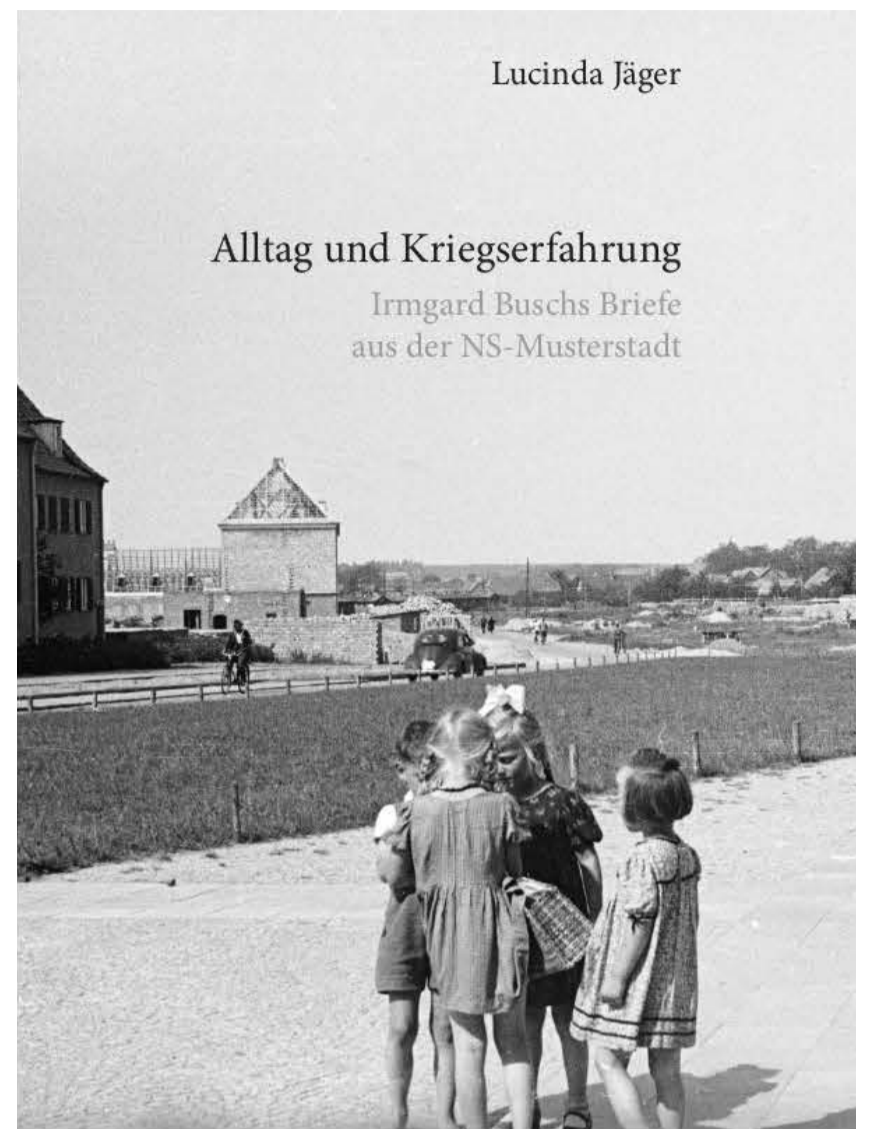
Doch manch einer von Ihnen denkt jetzt bestimmt: „Das ist ja alles schön und gut, aber wie löst das das aktuelle Problem der Verbreitung von Nazi-Gedankengut an Schulen?“ Nun, um aktuelle Diskriminierung zu stoppen, hilft nur schnelles Einschreiten. Es passiert nicht selten, dass eine solche Äußerung fällt und sich die Menschen einfach wegducken oder der Konfrontation entziehen. Sowohl Schüler und Schülerinnen als auch Lehrerinnen und Lehrer durfte ich schon dabei beobachten, wie sie sich aus Bequemlichkeit wegdrehten nach dem Motto „Ist ja nicht mein Problem“. Aber das ist es! Es ist unser aller Pflicht, nicht nur auf Grund unserer Vergangenheit, sondern auch aus reiner Menschlichkeit, sich dem entgegenzustellen, egal wer einem gegenübersteht, ob Fünftklässlerin, Abiturient oder Lehrerin.

6. Stunde: Weichenstellung

Wir alle, ob Lehrer, Schülerinnen oder Eltern, sollten uns dafür einsetzen, unsere Schulen tolerant zu gestalten, rechtem Gedankengut keinen Raum zu geben und ein friedliches und sicheres Miteinander zu pflegen. Wir haben es in der Hand, wie die 6. Stunde endet!

Ilina Deleenn Osten ist Schülerin des Phoenix Gymnasiums Wolfsburg.

Neuerscheinung



Lucinda Jäger

Alltag und Kriegserfahrung

Irmgard Buschs Briefe aus der NS-Musterstadt

Cover

»Ja es könnte so schön sein ohne den verdammtten Krieg!«, schreibt Irmgard Busch im August 1943 an ihre Eltern Fritz und Anna Müller. Ihre zahlreichen Briefe eröffnen den Blick auf die Alltags- und Kriegserfahrungen einer vergleichsweise privilegierten Hausfrau in der sich im Aufbau befindlichen, als nationalsozialistische Musterstadt geplanten »Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben«. Lucinda Jäger erarbeitet aus der überlieferten Briefsammlung ein detailreiches Bild über Alltag und Routinen einer Familie an der »Heimatfront« – und dies aus der Perspektive einer Mutter und überwiegend regimetreuen »Volksgenossin«. Dabei erlebt die Familie die ersten Kriegsjahre – Hans Busch ist als Ingenieur in leitender Position bei der *Volkswagenwerk GmbH* tätig – überwiegend unbeschwert. Mit der Fortdauer des Krieges nehmen gleichwohl die brieflich festgehaltenen Sorgen zu; aus Beunruhigungen werden Ängste, die Irmgard Buschs Gedankenwelt und private Lebenswirklichkeit mehr und mehr eintrüben.

Die brieflich vermittelte Lebenswelt Irmgard Buschs im Kriegsalltag ist von den Themen Kinder, Haushalt und Familie geprägt. Beschreibungen über die zunehmende Lebensmittelknappheit, das Ausharren im Luftschuttkeller und das Kochen und Essen nehmen einen signifikanten Anteil ihrer Gedankenwelt ein. Und doch entspricht das von ihr vermittelte und durch Lucinda Jäger erarbeitete Selbstbild dem Idealbild des Nationalsozialismus: Sie erscheint als sorgende und fürsorgliche Mutter, Ehefrau, Tochter, Schwester und »Volksgenossin«, die sich mit dem NS-Regime identifiziert und über die Kriegsjahre hinweg stets bedingungslos opferbereit und leidensfähig bleibt.

Lucinda Jäger, Alltag und Kriegserfahrung. Irmgard Buschs Briefe aus der NS-Musterstadt (Texte zur Geschichte Wolfsburgs, Bd. 41). Ecrivir Verlag, Hannover 2022; 174 Seiten, 19 Abbildungen.

Ladenpreis: 12,95 Euro

Das Buch kann über den Buchhandel wie auch im IZS käuflich erworben werden.

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation
der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG
Anita Placenti-Grau

REDAKTION
Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski
Anita Placenti-Grau

BILDREDAKTION
Katja Steiner

ANSCHRIFT
Stadt Wolfsburg,
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation,
Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg,
Tel. (05361) 27 57 30,
Fax. 27 57 57,
E-Mail: izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500
ISSN 2367-4431

Vergessen? Niemals!

Rede zum Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus und zur Befreiung von Auschwitz

VON AGNESË DURMISHI UND ROSA KHALED RASHO

Einst sagte der Schriftsteller Johannes Scherr: „Man muss die Vergangenheit kennen, wenigstens einigermaßen ahnen, um die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu kennen. Ohne Kenntnis der Geschichte ist dem Menschen alles, was um ihn vorgeht, schlechterdings unbegreiflich, geradezu ein Rätsel. Daher die stupide Auffassung der Erscheinungen unserer Zeit von Seiten der kenntnislosen und urteilslosen Menge.“

Vierundfünfzig Millionen Tote. Darunter allein sechs Millionen ermordete Jüdinnen und Juden. Mehr als sechs Millionen ermordet. Männer, Frauen, Kinder. Kinder. Wie können Menschen dazu fähig sein? Kinder. Die doch noch raus wollten in die Welt. Etwas erleben! Jedoch: Angst, Leid, Verzweiflung, Schmerz, Trauer. Heutzutage für uns unvorstellbar. Unvorstellbar.

Doch haben wir einen Begriff für dieses Unvorstellbare: „Holocaust“. Dieses Menschheitsverbrechen darf niemals in Vergessenheit geraten. Wir dürfen

es nicht vergessen. Wir müssen davon berichten. Aber wie? Können wir überhaupt verstehen? Ich meine, wir stehen hier als 17- und 18-Jährige und halten eine Rede über dieses Ereignis, aber was wissen wir wirklich? Können wir uns in die Opfer hineinversetzen, ihre Schmerzen nachempfinden? Wohl kaum. Wie sollten wir auch? In der Schule lernen wir meist Zahlen und Fakten, aber was wissen wir wirklich? Heutzutage? – Für uns? – Unvorstellbar!

Bald wird es keine Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mehr geben und somit niemanden, der am eigenen Leib erfahren hat, was damals für schreckliche Dinge auf dieser Welt passiert sind und uns berichten kann. Sie wurden nicht mehr als Menschen gesehen, sondern nur noch als Zahl. Als Zahlen. Aber wir müssen begreifen. Wir sind auch Zeitzeugen – Zeitzeugen unserer Zeit. Wir müssen dafür sorgen, dass Unwissenheit und Vergessen nicht die gewählten Wege in die Zukunft sind. Es wäre fatal! Nie wieder darf es dazu kommen. Wir müssen die

Geschichte dieses Landes kennen und wir müssen dafür sorgen, dass sie sich nicht noch einmal wiederholt. Stellt euch nur vor, wie viele Menschen ihre Familie und ihre Freunde verloren haben. Heutzutage – für uns – unvorstellbar. Unvorstellbar.

Heute haben wir den Wert eines jeden Menschen verinnerlicht. Wir leben in einem Staat, der nicht auf Raub und Ausbeutung basiert. Können wir unser Glück eigentlich fassen? Wohl nur, wenn wir aus der Vergangenheit lernen. Nicht nur in Schulen. Sondern an vielen anderen Orten. Und davon berichten, damit wir alle in einer gemeinsamen, friedvollen Zukunft leben können. Die Geschichte lehrt uns, dass nichts selbstverständlich ist. Das haben wir gelernt. Heutzutage – für uns.

Wahrheit ist den Menschen zuzurufen. Erhebt die Stimmen!

Agnesë Durmishi und Rosa Khaled Rashed sind Schülerinnen des Albert-Schweitzer-Gymnasiums Wolfsburg.